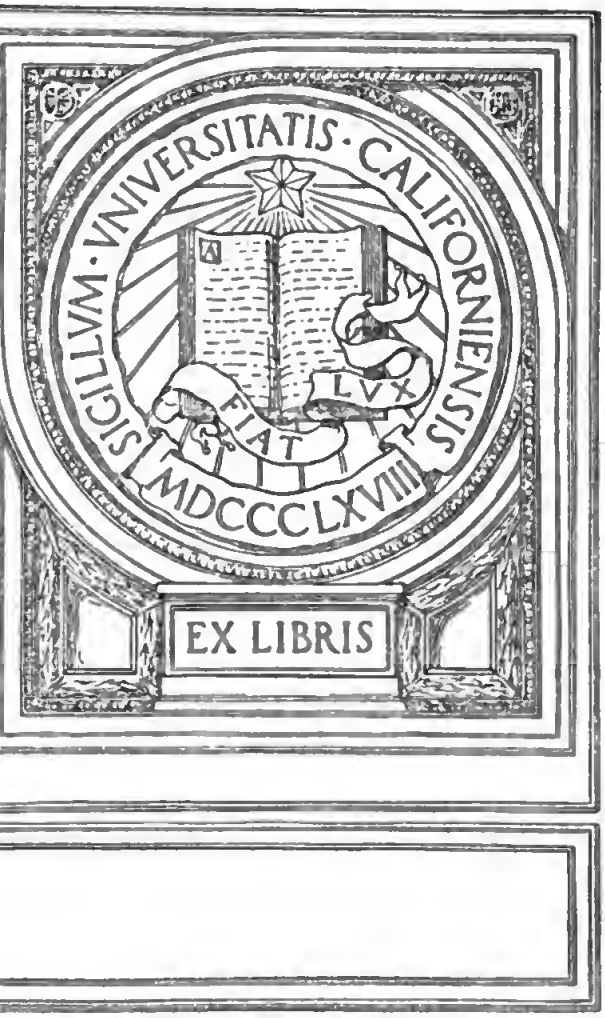
UC-NRLF
$B 283 874


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Der Mensch im Süden und im Norden

oder

über den Einfluß des Clima's

von

Chr. Victor von Bonstetten.

Deutsch

von

Friedrich Gleich.

Leipzig 1825
bei Wilhelm Zirges.

CB261
B62

II 191

Vorwort.

Dieses Werk ist die Frucht eines sehr wechselvollen Lebens und der von Jugend auf befolgten Gewohnheit, die Bemerkungen welche sich mir über einzelne Gegenstände aufdrangen, auf das Allgemeine anzuwenden. Nachdem ich im Süden und im Norden Europa's gelebt, und selbst in der Schweiz die verschiedensten Climas bewohnt hatte, entwarf ich mir einige Ideen über den Einfluß desselben. Diese Ideen haben sich nach und nach erweitert und da sie in Zeiten emporkeimten, die ungemein historisch sind, da sie gleichsam in der moralischen Uebergangsepoche unserer Erde aus einem Zeitabschnitte in den andern entstanden, so glaubte ich daß sie vielleicht nicht ohne alles Interesse für das größere Publicum sind.

Ich habe zwei Jahre meines Lebens in Dänemark, und zu verschiedenen Perioden mehr wie dreie in Italien, vorzüglich in Rom, zugebracht; dies wa-

*

609209

ren mir Jahre des Glücks, Jahre die ich nie vergessen werde. — Die Schweiz selbst vereinigt beinahe alle Clima's von Europa in sich, und ich habe mich in den drei Zonen dieses schönen Landes als Staatsbeamter aufgehalten. Zuerst war ich Präfect im Centrum der Alpen, bei einem Hirtenvolke das von der Welt sehr wenig gekannt wird. Dieses Ländchen, Gesnay genannt, in dem nur Alpenpflanzen wachsen, hat das Clima und Etwas von den Sitten von Norwegen. Zehn Jahre darauf, nachdem ich Baillif von Nyon geworden war *), ließ ich mich in der gemäßigsten Zone der Schweiz, an den herrlichen Ufern des Leman nieder. Ich sah da gleichsam aus den Fenstern meines Schlosses auf der einen Seite des Jura den schrecklichen Ausbruch der französischen Revolution, und auf der andern Seite die beginnende Revolution in der Schweiz. Ein Paar Jahre später wurde ich in die italienische Schweiz, die so wenig bekannt ist und es so sehr zu seyn verdient, gesendet **). Man kann dies die heiße Zone Helvetiens nennen. Diese Länder, seitdem in dem

*) Von 1787 bis 1793.

**) In den Jahren 1795, 1796 und 1797.

Canton Teſſino zuſammengeſchmolzen, vereinigen alle Schönheiten der Alpengegenden mit den Reizen von Italiens Himmel. Nichts iſt überraſchender als jene tiefen Thäler vor Verzasca, Onſernone und Centovalli, die Blumenabgründen gleichen wo tief unter Laubgewinden verdeckt, unſichtbare Bäche murmeln, welche nie ein Strahl der Sonne beſchien. Die Sitten der Einwohner dieſer Thäler ſind eben ſo merkwürdig, wie ihre Berge.

Von da machte ich einige Ausflüge nach Mayland, wo ich ſo zu ſagen, den großen Lavaſtrom der Revolution dahin rollen ſah, deſſen Ausbruch ich von meinem Schloſſe zu Nyon aus erblickt hatte. Ich ſah hier die Armeen von Italien und den großen Mann in der Nähe, der ſeitdem das Schickſal der Welt beſtimmte.

Wer erblickte nicht ſeit dreißig Jahren Ereigniſſe, die ans Rieſenhafte grenzen; aber wie Wenige giebt es, die ſich aus dem Vergnügen zu ſehen und zu beobachten, das angenehmſte Studium machen! —

Die Kunſt den Menſchen zu beobachten, iſt ſehr verſchieden von der Kunſt der Betrachtung materieller Erſcheinungen. In der Phyſik, in der Chy-

mie, in der Aſtronomie und in der Mechanik, wird man durch Grundgeſetze geleitet. Man darf ſich da nur dem Strome der Gedanken überlaſſen. Aber das Studium des menſchlichen Geiſtes, noch gänzlich entblößt von allen Grundprinzipien, gleicht einem Waſſer, das kein bereits erkundetes Bette, keine gleiche Strömung hat.

Wenige Menſchen haben ſich vielleicht ſo wie ich das Vergnügen zu verſchaffen geſucht, ſich ſelbſt zu beobachten; den Geſchmack hierzu verdanke ich meiner ſeltſamen Erziehung und meinem eben ſo ſeltſamen Unterricht.

Ich brachte meine erſten Jünglingsjahre auf dem Lande bei Yverdün, einer kleinen, hübſchen Stadt, in einer Familie zu, die aus drei Schweſtern und zwei Brüdern beſtand; lauter gute liebenswürdige Menſchen die mich wie ihren Sohn liebten, die mich aber auch, was mir jetzt ſeltſam erſcheint, faſt ohne allen Unterricht ließen, ſo daß ich zu jener Zeit ganz ein glückliches, meinen eignen Gedanken überlaſſenes Naturkind war. Zum Glück beſaß ich einige zwanzig gute Bücher die ich gern las und immer wieder las, wie z. B. den Batteux, den Schauplatz

der Natur, einige deutsche, lateinische und französische Dichter, vor allen Cicero's philosophische Werke. Geboren in einer Stadt wo man Deutsch und Französisch zugleich, eines aber auch so schlecht wie das andere spricht, verstand ich natürlich beide Sprachen auch nicht gut, und eben so schlecht war es im Grunde mit meiner Latinität beschaffen, obschon man mich in meinen frühern Jahren nach damaliger Sitte mit den Rudimenten hinlänglich gequält hatte.

Der Vorsteher des Hauses in welchem ich mich zu Yverdün befand, war ein Mann von Geist, der früher als Erzieher eines russischen Fürsten mit diesem Europa durchreist hatte. Als ich zu ihm kam schickte er einen beschränkten Menschen den man mir als Präceptor mitgegeben, zurück, und schrieb meinem Vater dabei, ich bedürfe keines besondern Lehrers, weil ich allein zu arbeiten verstände und meine Zeit gut anwendete. In der That, ich war auch nicht einen Augenblick müssig; ich machte Auszüge, kleine Aufsätze, übersetzte mir schwierige Stellen, und so war meine ganze Zeit unter mir selbst aufgegebenen Arbeiten, und den schuldlosen Vergnügungen meiner Jahre getheilt, ohne daß ir-

gend jemand darnach fragte was ich lernte und was ich mit meinen Büchern machte.

In meinen achtzehnten Jahre kam ich nach Genf, zu dem Vater des Professor Prevost, und selbst der wenige Unterricht den man mir hier gab hatte keinen Reiz für mich; auch ließ man mich, da man sah daß ich mich selbst zu beschäftigen wußte und daß meine sittliche Aufführung untadelhaft war, bald wieder meinen eignen Weg gehen.

Was mich jetzt erstaunt, ist daß mich unwissenden Menschen, mich bloßes Naturkind, bei meiner Ankunft in Genf die ausgezeichneten Männer, deren es daselbst viele gab, mit Zuvorkommenheit aufnahmen. Ich wurde sehr oft zu Voltaire, zu Lord Stanhope, zu der Herzogin von Anville gebeten. Der Syndicus Jalabert war so gütig mir Unterricht in der Physik zu ertheilen und Moultou, der vertraute Freund von Rousseau, beehrte mich mit seiner Gewogenheit. Diese Menschen wurden meine wahren Lehrer. Mein Geist war jetzt in einer immerwährenden Thätigkeit, allein mir fehlten gründliche Kenntnisse. Eines Abends fand ich mich bei einem Abendessen an Bonnets Seite; dieser Zufall bestimmte mein ferneres geistiges Schicksal. Bonnet

gewann mich lieb, bat mich zu sich, forschte nach meinem Wissen und bemächtigte sich meiner ganzen Seele.

Ich hatte viel gelesen, viel nachgedacht, aber niemals hatte ich den Gedankenfaden eines Andern regelmäßig verfolgt. Wenn ich z. B. Burlamaqui las, so begann ich mit dem Inhalt der Kapitel, und schrieb dann meine Gedanken nieder, ehe ich mich noch mit denen des Autors bekannt machte.

Bonnet gab mir den Locke, den s'Gravesende, seine Betrachtungen der Natur, endlich auch seinen analytischen Versuch über die Fähigkeiten der Seele, zu lesen. Dies letzte Werk war ein Feuerbrand in die Masse der Ideen die meine unabhängige Jugend hatte keimen lassen. Unaufhörlich war ich im Streit mit diesem Werke und Bonnet, wet davon entfernt mich dieserhalb zu tadeln, ermuthigte mich in meinen Anstrengungen. „Nicht bei den Büchern," sagte er mir, „sondern bei der Natur muß sich der Geist Raths erholen; dies ist das große Buch welches man lesen und immer lesen muß; da ist keine Blume, kein Insekt, das nicht Geheimnisse umschließt die, wären sie dem Menschen offenbar, ihm das Mysterium des Weltalls verkünden würden.

Giebt es ein gröſseres Wunder als unſern Geiſt? dahin mein Freund, müſſen Sie die Blicke wenden. Alle philoſophiſchen Werke ſind nur mangelhafte Copien eines groſsen Buches, das wir in uns tragen und deſſen geheimnißvolle Schrift wir zu enthüllen ſuchen müſſen."

Nach ein oder zwei Jahren dieſes philoſophiſchen Lebens mit Bonnet, zwang man mich gegen meinen Willen, meinen geliebten Lehrer, meine Gewohnheiten, meine Freunde, und einen ſo aufgeklärten und wohlwollenden Kreis von Menſchen zu verlaſſen. Von da an begann die gebietende Gewalt der Dinge, die Tyrannei der Umſtände, die ich bisher noch nie gekannt hatte, auf mich zu drücken.

So wohl es mir auch hier und da gehen mochte, ich hatt zu tiefe Wurzel in Genf geſchlagen um nicht, weggeriſſen von da, gleich einem ſeines mütterlichen Bodens beraubten, Baume zu ſchmachten. Ich ſtudirte nun in Leyden; aber es war nicht mehr Bonnet und ſeine Nähe, die mich unterrichtete; ich reiſte hierauf und lernte die berühmteſten Menſchen des Jahrhunderts kennen von denen ich mich mit einigen verband; dann kam ich in Aemter. Mein inneres Leben verblich jetzt nach und nach vor dem

Schimmer des wirklichen; die wohlthätige Gewohnheit, in meiner Seele zu lesen, gleichsam mit ihr Umgang zu pflegen, verlor sich auf lange, und erst ungefähr dreißig Jahre nachdem ich Bonnet verlassen hatte, fand ich nach und nach den Faden meiner Gedanken an denselben Stellen wieder auf, wo ich ihn verloren hatte.

Die zu gekünstelte Erziehung welche man jetzt giebt kann leicht, indem sie den Geist unter dem Gewichte der Ideen Anderer begräbt, der kräftigen Entwickelung desselben schaden. Immer wird das Genie die Wissenschaft beherschen, aber der mittelmäßige Kopf wird dagegen, indem er alle seine Kräfte dem Studium derselben widmet, nichts mehr übrig behalten um auch das Leben noch erfassen zu können; er wird jene Lebendigkeit, jene Heiterkeit verlieren die, indem sie allen Dingen Werth verleiht, uns die Menschen nicht allein als Brüder, sondern auch als würdige Gegenstände unsers Nachdenkens und unserer Freude lieben lehrt.

Die Kunst die Menschen zu betrachten, kann nicht ohne einige Grundzüge einer Psychologie bestehen, die noch nicht bekant ist; diese kostbare Kunst, giebt den Leben einen neuen Werth. Indem sie

uns lehrt Theil an den Menschen zu nehmen, macht sie, daß diese wieder Theil an uns nehmen. Man vergißt viel zu oft daß beinahe alles Ueble welches sich die Menschen gegenseitig anthun, durch eine größere Aufklärung vemieden werden würde, daß das was wir zu dulden haben, öfters nichts als die Rückwirkung dessen ist, was wir Andern dulden ließen und daß, sobald unsre Gedanken sich mehr auf uns selbst richten werden, die Kunst zu leben und glücklich zu seyn, Fortschritte machen wird von denen sich unsere jetzige Befangenheit kaum etwas träumen läßt.

Ich zeigte hier, wie sehr die Erziehung welche ich empfangen habe dazu beigetragen hat, meinen Geist auf das Selbststudium zu leiten. Es geht daraus hervor, daß die Gewohnheit nachzudenken, ein inneres Leben verleiht das durch alles was man sieht, belebt und verschönert wird. Bei einer solchen Stimmung der Seele wird alles ein Vorwurf für den Gedanken, und nicht minder wie der Botaniker beim Anblick einer neuen Blume, fühlt sich der Seelenforscher entzückt, wenn er den Keim irgend einer neuen erhabenen Wahrheit entdeckt, deren Auffindung zwei-

felsohne mehr Werth hat, als die einer unbekannten Pflanze.

Man glaube nicht daß die Beobachtung sich auf das Studium der Welt zu beschränken braucht. Die Kenntniß des edelsten Theiles von uns selbst, die unsers eigentlichen Ich, trägt uns nach und nach zu jenen entfernten Regionen empor, wo sich dem der die Geheimnisse seines Ich zu entschleiern vermag, die wahre erhabne Bestimmung des Menschen offenbart.

Es war mir ein Genuß zu zeigen welche Früchte das Studium seiner selbst bringt. Bacon sagte daß die Gewalt, welche der Mensch über die Natur übt, mit dem Maas seiner Kenntniß derselben im Verhältniß steht; ich füge hinzu: daß die Macht welche er über sich selbst übt, und hierdurch auf sein Schicksal, ihre Wurzeln in der Erkenntniß seiner selbst hat; und dies ist auch der Sinn des alten Orakelspruches, welcher dem Menschen zuruft: „Lerne dich selbst kennen!“

Man wird nur zu deutlich sehen, daß die in diesem Werke entwickelten Ideen in verschiedenen, zum Theil weit aus einander liegenden Epochen entstanden sind. Es sind Blüthen die auf einem langen

Wege durch das Leben gepflückt wurden und von denen vielleicht schon manche in der Zeit welkten. Von allen habe ich im letzten Kapitel: „Was wir waren und was wir sind," überschrieben, eine Art von Gesammtüberblick gegeben.

Inhalt.

Einleitung	Seite 1
Erstes Kapitel. Ackerbau	11
Zweites Kapitel. Freiheit	15
Drittes Kapitel. Sorglosigkeit in Betreff der Zukunft	21
Viertes Kapitel. Religion	24
Fünftes Kapitel. Meinung, Moden, Gewohnheiten und Gesellschaft	26
Sechstes Kapitel. Bettelei	34
Siebentes Kapitel. Gewohnheiten	35
Achtes Kapitel. Dichtkunst	37
Neuntes Kapitel. Selbstmord	42
Zehntes Kapitel. Trunkenheit	44
Elftes Kapitel. Unterricht	45
Zwölftes Kapitel. Literatur und Kritik	49
Dreizehntes Kapitel. Empfindlichkeit	53
Vierzehntes Kapitel. Abschweifung über die ungebildeten Mundarten	57
Funfzehntes Kapitel. Liebe	65
Sechzehntes Kapitel. Cicisbeat	72
Siebzehntes Kapitel. Freundschaft	76
Achtzehntes Kapitel. Muth	86

Neunzehntes Kapitel. Eroberungen 91

Zwanzigstes Kapitel. Rache 92

Ein und zwanzigstes Kapitel. Die Italiener 95

Zwei und zwanzigstes Kapitel. Erziehung 100

Drei und zwanzigstes Kapitel. Einfluß des Climas auf die Empfindungen und das Glück 125

Vier und zwanzigstes Kapitel. Was wir waren und was wir sind, oder das Jahr 1789 und 1824 138

Einleitung.

Die beiden Himmelsstriche.

Die Frage über den Einfluß des Climas auf den Menschen, ist mir häufig als falsch aufgefaßt erschienen. Das Clima ist nur eine der Ursachen, die auf den Menschen einwirken und die ununterbrochen thätige Macht desselben, zeigt sich im Laufe der Zeiten allein durch Resultate, die zuweilen seinen Einwirkungen scheinbar fremd sind; ja, oft weicht für den Augenblick, dessen Einfluß sogar dem jeder gut berechneten Einrichtung. So giebt es einen Grad von Ueberspannung, wo religiöse Meinungen es gewissermaßen beherrschen und selbst reinphilosophische, wie die der Stoiker, vermögen dies manchmal. Uebrigens was bedeutet Süden und Norden, wenn vom Einflusse des Himmelsstriches die Rede ist? Die Polarhöhe ist nur eine Bestimmung desselben, die über der Meeresfläche, eine andere. Man findet auf den Alpen der Schweiz, Lappland und Grönland wieder, und wenn man in nordischen Gegenden mehr wie es zu geschehen pflegt, die vor den Winden geschützten Orte benutzte, so würde man dort zuweilen das Clima Italiens haben. Hat man nicht die reformirte Religion hier und da in den Bergen des Südens, und im Norden den Despotismus auftauchen sehen?

Das Gemälde der Geschichte des Menschen gleicht jenen Geweben, in denen die verschiedenartig gefärbten Fäden bald unter dem Einschlag verschwinden, bald hervortreten. Das Clima ist nichts wie ein solcher Faden, den wir nach dem Willen des großen Anordners auftauchen und verschwinden sehen.

Indem man Dinge, deren Grundursachen sehr zusammengesetzt sind, untersucht, geschieht es nur zu oft, daß man eine dieser Grundursachen, die doch eigentlich getrennt, nichts zu begründen vermag, von den andern absondert. Nie bestimmte der Einfluß des Climas allein die menschlichen Handlungen, und nur erst nach einer sehr genauen Untersuchung aller der Ursachen, die auf diese Handlungen Einfluß hatten, kann man einer jeden einzelnen solchen Ursache ihren Antheil am Ganzen bestimmen. In Erwartung einer solchen Aufklärung muß man, statt mit Abstractionen anzufangen, die Erscheinung des Menschen in dem Ganzen wie sie sich darstellt, beobachten. Blicken wir daher auf Europa und sehen wir, welche Eindrücke die Verschiedenheiten des Himmelsstriches hier hervorbringen.

Die erste Wirkung des Climas auf die Menschen zeigt sich durch eine neue und unerwartete Art zu empfinden, eine Sache, die jeder Reisende, welcher über die Alpen nach dem Süden geht, wahrnimmt. Man fühlt sich überrascht durch diesen Einfluß, und jeder aufmerksame Beobachter seiner Empfindungen findet, daß er ein ganz anderer Mensch ist, wenn er sich diesseits oder jenseits jener großen Barriere aufhält.

Kömmt man nach Italien, so wird man unwillkührlich durch den Glanz des Himmels, den Reichthum der Ve-

getation und jene, von einem Baum zum andern über blühende Felder sich wegschlingenden Rebengewinde, ergriffen. Die Farben der ganzen Landschaft sind hier anders, der Anblick der Berge ist nicht mehr derselbe; man sieht nicht mehr die tiefen Thäler an den Abhängen der Alpen und nackte, an ihren Gipfeln ausgezahnte Felsen, scheinen den Himmel dieses Landes von dem der Schweiz zu trennen. Das Ohr ist überrascht durch die Töne einer musikalischen und sonoren Sprache, deren leidenschaftliche Ausdrücke von einer ununterbrochenen Pantomime und einer fortgehenden Bewegung der Gesichtsmuskeln begleitet wird, die den Bewohner des Nordens in Erstaunen setzen. Der Himmel des Südens ist oft von einem dunkeln Blau; des Nachts ist der schwarze Schleier desselben mit unzählbaren glänzenden Sternen bedeckt, während daß im Norden dagegen das Firmament fast stets bleich ist und je näher den Polen, verödet wie die Erde. Angekommen in Italien wandelt der öffentliche Gottesdienst, die Majestät der Tempel, sonst auch die Tracht der Geistlichen, die Processionen, die Musik, die Statuen, die Gemälde, die heiligen Gesänge, die buntscheckige Kleidung und die lebhaften Gesticulationen der Einwohner, alles dies, sage ich, wandelt die träumerischen Ideen des Nordländers in Gefühle und bringt den Geist gleichsam aus der innern Betrachtung zu einer äußerern, sinnlicheren Anschauung.

Ich weiß nicht, warum man in Italien ein Gefühl von persönlicher Unabhängigkeit genießt, wie man es nie so vollständig im Norden hat. Die Blicke der Einwohner beengen uns nicht im geringsten, während man sich nördlich der Alpen, immerfort nach der kleinen Scala des kleinsten Ortes eingezwängt und abgemessen sieht. In Italien scheint je-

der mit seinen eigenen Empfindungen so sehr beschäftigt zu seyn, es herrscht so wenig Unduldsamkeit unter den Menschen, daß ein jeder gern sich ganz so geben kann, wie er ist. Hierzu füge man noch, daß die Entwickelung der Empfindungen und ihrer Organe immer ein Gefühl von Unabhängigkeit gewährt, das stets wohlthut *).

Hat man die Apenninen überstiegen, um nach Rom und Neapel zu gehen, so verstärken sich die characteristischen Züge des Südens. Man weiß, daß man auf vulcanischem Boden wandelt und alle Gestalten der Berge, besonders aber der Felsen, sind verändert. Anstatt der spitzigen Gipfel, welche den Alpen eigen sind, sieht man gerundete Höhen, und geheimnißvolle, unterirdische Höhlen, Catacomben, in denen der Tod wohnt, zeigen ihre dunklen Eingänge den Blikken der Reisenden. Die Umrisse der Landschaften sind überall milder, die Grenzen des Himmels und der Erde scheinen sanfter in einander zu fließen; die immer grünen Bäume machen den Unterschied der Jahreszeiten vergessen und mannigfaltiger noch wie in der Lombardei, erscheint die Vegetation.

Bei dem Himmel Roms gestalten oft die Wolken die Bilder von Bergen und luftigen Thäler, deren Bewegung imposant ist, und die im Strahle der Abendsonne die Idee von magischen Ländern erwecken, die Gold- und Purpurstrahlend, in den Lüften schweben.

In Sommernächten sind Felder und Gehölze von unzählbaren leuchtenden Insecten erfüllt, die in ihrer raschen

---

*) Es wird wohl nicht nöthig seyn zu erinnern, daß Obiges eine geraume Zeit vor 1821 geschrieben wurde. Welch Gemälde könnte man dagegen im Jahre 1823 von Italien entwerfen?

tanzartigen Bewegung einen immerwährend in seiner Gestalt sich verändernden Glanz geben. Oft scheinen diese millionenfach über Felder und Wiesen verbreiteten Thiere, einen neuen gestirnten Himmel auf der Erde auszubreiten.

In Neapel, und mehr noch in Sicilien, wird das prächtige Gemälde dieser ohnedem so reichen Landschaft noch durch den Eintritt der Vulkane in dieselbe gehoben. Der Rauch dieser Colosse bildet künstliche Wolken, die großartiger, poetischer, manchmal schrecklicher sind wie die Wolken der Gewitter. Bei ruhiger Luft scheint dieser in einer ungeheuern schwarzen Pyramide zusammengeballte, über den Gipfel des Vulkans schwebende Rauch die Erde mit seinem Sturz zu bedrohen. Bei einem Ausbruch des Vesuvs sah ich in der Nacht von seinem Gipfel aus die ganze Gegend, Neapel, den Golf, das Meer, die Inseln, auf Augenblicke durch jene großen Feuerflammen erleuchtet, die der Berg aus seinem Innern warf; diesen schnellen Blitzen, dunkelroth wie die Gluth, ging immer ein unterirdischer Donner voran; dann schien ein Meer von Feuer über Land und See sich zu verbreiten, und diesem furchtbaren Glanze folgte schnell immer wieder die tiefste Finsterniß, während die Erde unter meinen Füßen bebte.

Zu allen diesem denke man sich noch die Spuren aller vergangenen Zeiten, so zu sagen, die gleichzeitige Erscheinung aller Jahrhunderte, die sich hier den Blicken unter den Ruinen der verschiedensten Art zeigen; — nicht ohne Schauder berührt die Hand die Ueberreste aus den Tagen der Neronen und der Constantine.

Wenn man die Alpen in der Richtung von Süden nach Norden übersteigt, so überrascht beim Anblick der Schweiz,

die Ruhe der großen Massen der Gebirge, deren Gipfel weit über die Wolken ragend, der Erde nicht mehr anzugehören scheinen. Tiefe, in ihren Windungen geheimnißvolle, Thäler, Felsenzacken, die in das Blau des Aethers reichen, geben das Bild einer Einsamkeit, wo das Leben erlischt, die Bewegung aufhört, und selbst das Wasser, indem es sich herniederstürzt, zum Felsen wird. Die schwebenden Meere, welche die Region der Gletscher bilden, zeigen unbestimmte Gestalten; aber dieses Vague selbst ist ohne Bewegung wie Alles, was dem Tode angehört. Die Gesichtszüge der Bewohner der Alpen tragen den Stempel der Ruhe; ihre Gesetze und Sitten scheinen nach einer Unveränderlichkeit zu streben, die hinreichend den Widerwillen zeigt, welchen sie für jede Neuerung hegen. Es ist als ob am Fuße der Gletscher die moralische und physische Regsamkeit stille steht.

Was in Deutschland gefällt, das sind die Menschen und das Streben nach Unterricht; die Achtung, welche dem Talent und dem Geiste gezollt werden, die Güte und Gastfreundlichkeit der Einwohner. Bei Lüneburg beginnt der Anblick des Landes sich zu verändern; in diesen Haiden sah ich zum ersten Male jene so reichlich über den Boden nördlicher Länder hingebreiteten, Seen. Diese stehenden Gewässer auf morigen Ebenen, vermehren den traurigen Anblick der Landschaft; der gleichsam leblose Boden verengt den Horizont; ein niederdrückendes Gefühl von Einsamkeit bemächtigt sich der Seele; es scheint, als sey die Erde nichts wie ein dunkler Punct, den Nebel bald verwischen würden *).

*) Es ist bekannt, daß auf der Höhe des Meeres der Horizont, statt sich zu erweitern, sich zu verengen scheint; derselbe Fall fin-

Auf den Dänischen Inseln heben sich um die Seen grüne, mit prächtigen Buchen, Weiden und riesigen Erlen besetzte Hügel, die mit zahlreichen Heerden bedeckt und mannigfach angebaut, recht hübsche Landschaften geben, in welchen sich jedoch nie etwas tief Ansprechendes, nie etwas Hohes, wie in denen der Alpen, zeigt. Der immer etwas nebligte Himmel dieses Climas hat nie den Glanz des Himmels von Italien.

Jenseits dem Baltischen Meere hat eine unbekannte Revolution die Gipfel der Berge gestürzt und mit ihren Trümmern weite Räume überdeckt. Felsen, die noch stehen und bis auf ihre tiefste Grundlage zerspalten sind, gewähren dem Meere unter der Gestalt von Flüssen ohne Bewegung, einen weiten Eintritt in das Land. In Schweden wie in Norwegen und im Norden Rußlands, besteht die Hälfte der Thäler entweder aus Seen von süßem Wasser oder sie machen einen Theil des Meeres aus. Die Charte von Schweden und Norwegen ist mit Seen und tiefen Meerbusen, die Flüssen gleichen, ausgezackt. Wenn man zum Nordcap hinaufsteigt, sieht man die Tanne an die Stelle der Buche der Baltischen Gegenden treten, auf die Tanne folgen unermeßliche, am Boden mit weißem Mooße bedeckte Fichtenwälder, die dem Lappländer und seinem Rennthiere einen Winteraufenthalt darbieten, und die Birke, die gegen das Eismeer hin fast krautartig wird, beschließt endlich das Reich der großen Gewächse in diesen Regionen. Hier steht das Leben

---

det auch auf vollkommenen Ebenen statt, wo nichts die Entfernungen bestimmt und der kleinste Strauch hinreicht, den Blick aufzuhalten.

still, oder vielmehr es stürzt sich in die Tiefe des Meeres, wo unterseeische Weiden, bewohnt von Wallfischen, in die Dunkelheit des arctischen Oceans, dem Menschen eine unbekannte Welt verbergen. Welch ein Vorwurf für den Gedanken, anzunehmen, daß diese Regionen der Nacht belebter sind wie die vom Licht der Sonne erwärmten! Die Farbe der Polarmeere zeigt auf Regionen des Lebens, wo Tausende von Insecten in einem einzigen Wassertropfen sich bewegen und wo das kleinste Geschöpf der Schöpfung zugleich mit den Riesen derselben wohnt.

Der nordische Himmel, die Hälfte des Jahres in Nebel gehüllt, zeigt sich, wenn er klar ist, immer nur in einem bleichen Blau; in den kurzen Sommernächten sieht man auf den Dänischen Inseln auf einem graulichen Grunde nur die Sterne der ersten Größe und eine schwache Dämmerung vereint Abend- und Morgenröthe. Ich werde es niemals vergessen daß, während ich einstmals in einer schönen Sommernacht durch einen Wald ging, ich überall das leise Gezwitscher der in dem Laubwerk versteckten Vögel vernahm. Ihr kaum hörbarer Ton stand in dem vollkommenensten Einklang mit dem allgemeinen Schweigen der Natur und mit dem sanften Lichte einer Dämmerung, die wie ihr Gesang, weit mehr das Nachdenken als das Gefühl erregte.

Obgleich weit weniger Regen in den nördlichen Ländern fällt, so giebt es doch daselbst, da die fallende Wassermasse sich in feinere Regen und Nebel vertheilt, viel mehr Regentage wie im Süden. Gewitterstürme und Regen sind selten und ohne Majestät und der Himmel des Norden überhaupt ohne Physiognomie. Nebensonnen zeigen sich im Norden minder seltener noch wie das Nordlicht, das man nur

häufig in Grönland und nur von Zeit zu Zeit, in Norwegen und Island sieht.

Die bebauten Ebenen des Nordens in große Pachthöfe getheilt, zeigen überall eine hohe Umzäunung von Feldsteinmauern, die mit Rasen bedeckt und mit dicken Bäumen besetzt, und um das Ganze häufig noch mit breiten Gräben umzogen, sind. Mitten in einem solchen weiten Umkreise sieht man auf einem öden Flecken, der oft ohne Bäume und ohne Garten ist und wo die Winde immer freies Spiel haben, viereckige Gebäude. Alles was die Wohnung des Menschen im Norden umgiebt, weiset auf Einsamkeit hin; man hört da nichts als das monotone Sausen des Windes, man sieht nichts, als die berasten Grabhügel der alten Scandinavier und eilt sich in das einzige Asyl, das es hier giebt, zu flüchten. Eingetreten in den großen, viereckigen Hof des Pachtgutes, der durch die ihn umringenden Gebäude vor dem Winde geschützt ist, findet man daselbst im bunten Gewühl, alle Hausthiere mit den Kindern des Hauses vermischt; es ist hier gleichsam die auf Erden niedergesetzte Arche Noah.

Die unermeßliche Strecke an den Küsten von Schweden und Norwegen ist den Einwirkungen der Sturmwinde noch mehr ausgesetzt wie das innere Land; diese mit Klippen und Felsen besetzten, unaufhörlich von wilden Wellen gepeitschten, gleichsam zerfressenen, Felsen, gewähren gewissermaßen das Bild eines Kampffeldes der Elemente. Man hört hier nichts wie das Brüllen der Wogen vermischt mit dem Sausen des Windes. Von dem Leuchtthurme zu Culla *) aus, sah ich den Himmel so nebeligt, daß die glanzlose

*) In Schoonen am Categat.

Sonne einer gerötheten Mondscheibe glich, die sich nach und nach in dem Nebel verlieren zu wollen schien. Ist das Gestirn des Tages unter den Horizont hinab, dann scheint sich das Sausen und Toben der Winde und des Meeres in der Finsterniß der Nacht noch zu verdoppeln, und in die Brust des Menschen, den hier die Natur zu verlassen scheint, zieht ein Gefühl von Schrecken. Man begreift, wie freudig der Bewohner solcher Gegenden zu seiner geliebten Wohnung zurückeilt, sein Feuer, seine Familie, kurz alles das begrüßt, was die Magie des Herzens den Menschen zu einer stillen Welt von Freuden und Genüssen erhebt.

Indem ich eine Skizze von den auffallendsten Zügen der beiden Climate gebe, glaubte ich einige schickliche Gesichtspuncte zur Entwickelung der Ideen, die das Ganze dieses kleinen Werks bilden, andeuten zu müssen.

Erstes Kapitel.

Ackerbau.

Montesquieu hat vielleicht den directen Einfluß des Climas auf die Menschen übertrieben; nur der indirecte ist außerordentlich.

Welch eine Verschiedenheit herrscht in der ländlichen Oekonomie der Gegenden, wo die Landarbeiten niemals unterbrochen werden und derer, wo sie sechs, sieben und manchmal sogar, acht Monate, stille stehen!

Im Süden hat die Verschiedenheit und Vielfachheit des Anbaues keine andern Grenzen als die der Kräfte, der Capitale und der Zeit, welche der Anbauer jedem einzelnen Zweige zu widmen vermag. Im Norden nehmen Acker und Wiesen, und im höheren Norden, die Weiden allein, die Thätigkeit der Einwohner in Anspruch. Vor dem Krieg mit den Engländern kamen die Gemüse, welche man zu Bergen und zu Drontheim in Norwegen verzehrt, alle aus Holland, und es war nichts seltenes in Christiania Heu aus Irland zu sehen. Erst seit dreißig oder vierzig Jahren unternahm es ein seitdem berühmt gewordener, Norwege, die Gartencultur in seinem Lande einzuführen, und noch heutiges Tages wird der Gemüsemarkt in Kopenhagen durch Holländer versorgt, die einst zu Anfang des 16. Jahrhunderts ihr Vaterland verließen und sich in Dänemark ansiedelten. Diese kleine Colonie, mitten in einer großen Stadt, gewährt das seltene Schauspiel einer fremden Nation, die seit mehr wie drei Jahrhunderten ihre Sitten, ihre Sprache und das Kostüm ihres früheren Vaterlandes beibehalten hat.

Ein einfacher Ackerbau und viel Zeit zum Nachdenken haben bei dem Nordländer jenen Geist der Ordnung geschaffen, der so merkwürdig von den Gewohnheiten des Südens absticht. Man sehe nur wie bei dem Bewohner der deutschen Schweiz Alles so wohl geregelt ist; wie sein Brunnen rein, seine Hausthiere gepflegt und versorgt, seine Zäune, seine Gärten im Stande, seine Bäume geputzt sind, wie sein Holzvorrath am Hause sorgsam aufgestellt, und wie im Innern der Wohnung selbst, alles wohl und bequem eingerichtet und im Stande ist. Dieser Geist der Ordnung, den man in seiner Wohnung sieht, wird von ihm denn auch auf die Verwaltung seiner Familie und oft seines Dorfes, übertragen, und hieraus entstehen geregelte Gewohnheiten die der Keim zu guten Sitten sind.

Im Süden Europa's ist der Ackerbauer und der Arbeiter nicht der Stunde unterworfen. Zu Hyeres hörte ich im Monat Februar an den Ufern eines Baches, der unter meinem Fenster floß, die ganze Nacht die Wäscherinnen arbeiten. Hier im Süden kann man fast zu allen Jahreszeiten pflügen und man geht und kommt bei Nacht wie bei Tage. Der Gebrauch aber, nicht anders im Hause zu seyn, als höchstens um darin zu schlafen, zerstört natürlich alle Keime zu geregelten Gewohnheiten und die Folge davon ist, daß dem Bewohner des Südens seine Wohnung nicht die Heimath ist, während dem Nordländer sein Haus leicht das wird, was die Schaale der Muschel ist, ohne die sie nicht leben kann.

Im Süden denken die immerwährend außerhalb ihres Hauses beschäftigten Menschen nicht so viel an ihre Nahrung, wie die im Norden, und daher kömmt es auch, daß sie we-

niger und schlechter essen, da einem durch die freie Luft und den Hunger geschärften Appetite, leicht alles gut ist. Die Küche des Südländers wird oft unter einem Baum, in einem Weinberg oder im freien Felde aufgeschlagen, und sehen wir nicht, daß eine Zwiebel, eine Weintraube, ein paar Feigen und dergleichen, für den Spanier hinreichen, um zu leben und sich zu schlagen?

Das Bedürfniß, sich zu kleiden und zu wärmen, ist für den Nordländer beinahe eben so gebieterisch wie das sich zu nähren; dieser Bedürfnisse ist der Südländer dagegen gleichfalls beinahe ganz enthoben; die Sonne reicht fast stets hin, ihn zu wärmen und ihm den Mangel der Kleidung nicht empfindlich zu machen.

Man sieht hieraus, daß, um den Nordländer zu unterjochen, es hinreicht, sich zum Herrn seiner Wohnung zu machen; während daß der Südländer überall noch existiren kann, wo ihm nur die Sonne scheint und wo er ein vor seinem Feind ihn sicherndes Fleckchen hat. Das Beispiel der Spanier lehrt uns außerdem noch, daß das, was dem Südländer fehlt, allein seine Quelle in seinem Mangel an Ueberlegung und Vorsicht hat. Sein Muth ist schlecht geleitet und ihm entgeht gewöhnlich durch Mangel an Nachdenken das, was eine klug benutzte Erfahrung ihn hätte lehren können. Von einer andern Seite dient ihm aber wieder dieser Mangel an Nachdenken und die daraus entspringende Unwissenheit, auf eine wunderbare Weise. Der Geist, welcher nachsinnt, bebt vor der Gefahr zurück; Gefahren sind dagegen nichts für den, der nur Muth hat. Der Mensch, welcher nachdenkt, sieht Alles, kennt Alles, ausgenommen

die geheimnißvollen Kräfte des Herzens und der Leidenschaften, die so oft das Erbtheil der Bewohner des Südens sind.

So sieht man denn durchaus, daß der Südländer sehr geneigt ist zu handeln, ohne zu denken, während der Nordländer denkt, ohne zu handeln.

Vergleicht man übrigens im Allgemeinen die Bodencultur im Norden mit der im Süden, so findet man dort die Eintheilung der Felder in Schläge, d. h. eine auf die Aufeinanderfolge der Pflanzen im Anbau berechnete Cultur, hier dagegen richtet sich die Aufmerksamkeit vorzüglich auf den Anbau des gerade Zeitgemäßen, der allein nach der Wirkung, welche die Pflanzen durch ihre Nachbarschaft zu einander haben, berechnet ist.

Im Süden erlaubt die Fruchtbarkeit des Bodens und des Climas eine größere Verschiedenheit des Anbaues wie im Norden, wo das Clima schon eine bedeutende Anzahl nützlicher Pflanzen ausschließt. Noch mehr, der Bewohner südlicher Länder ist nicht allein reich an verschiedenen Gewächsen, die er anbauen kann, er ist auch reich an Zeit, die er dieser Arbeit zu widmen vermag, während daß dagegen der Mensch im Norden, eingeschlossen in der rauhen Jahreszeit mehrere Monate hindurch in seine Wohnung, nur wenige Zeit übrig behält, die er der Landarbeit zu widmen vermag.

Ein großer Theil der nationalen Gewohnheiten hat seine Quelle im Ackerbau. Man sieht, daß der Landbau in den kalten Ländern der den, in seiner Wohnung sich aufhaltenden Menschen, viele Zeit zum Nachdenken übrig läßt, das Nachgrübeln begünstigt, während das im Süden die stete Gegenwart der Sonne, die nie unterbrochenen Arbeiten

und die immer in Bewegung gehaltenen Gefühle, den Gedanken gleichsam aus dem Innern der Seele heraus zur äußeren, sinnlichen Wahrnehmung treiben.

Zweites Kapitel.

Freiheit.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die politische Freiheit, d. h. die Herrschaft der Gesetze, sich eher bei jenen Nationen feststellt, welche Freunde der Ordnung sind, als bei jenen, wo die Leidenschaften herrschen.

In den kalten Ländern bedarf der Mensch mehr Umsicht und mehr Vorsicht, um seine Existenz zu sichern, als in den warmen. Daher bei ihm eine Menge von Regeln und Gesetzen, die der Despot nicht verletzen darf, ohne zugleich das Daseyn seines Volkes zu bedrohen. Im Norden braucht man Häuser, Kleidung, Brennholz und Vorrath von Nahrungsmitteln, um nicht umzukommen; dies sind viele Sachen, die ein Gebieter respectiren muß. Unter einem strengen und kargen Himmel denkt man nicht daran, den Baum umzuhauen, um sich seiner Früchte zu bemächtigen.

Man lasse sich übrigens nicht durch die Form der Gesetze täuschen. Nichts ist dem Anschein nach despotischer als die Regierungsverfassung Dänemarks und niemand ist in der Wirklichkeit freier wie der Däne *). Die Revolution

*) Die Freiheit Dänemarks hat ihre Garantie in dem Herzen eines guten Königs; was dieser Freiheit aber fehlt, ist eben die Garantie für die Folge. Bei schönem Wetter fährt man wohl in einem offenen Boot auf dem Ocean, wer wird sich aber auf

welche in Dänemark den König unumschränkt machte, fand gegen den Adel statt, und es liegt daher in dem Geist dieser Revolution, daß der Monarch die Rechte des Volkes achtet; eben so liegt es in den Principien aller Monarchien, daß der Monarch den Adel berücksichtigt, und Dänemarks König hat somit das doppelte Interesse, alle Stände des Staats gleichmäßig zu beschützen. Dann schreibt die nothwendige Beachtung aller derjenigen Dinge, welche zum Leben der Einwohner nördlicher Länder unumgänglich sind, eine solche Menge von Regeln vor, das trotz der despotischen Form der Verfassung, nothwendig ein gewisser Grad von Freiheit entstehen muß. So fand ich Dänemark in den Jahren 1799 und 1800.

Man macht sich überhaupt im mittäglichen Europa sehr häufig falsche Vorstellungen über die in den Nordländern herrschende Knechtschaft. Als man in Dännemark die Leibeigenschaft aufheben wollte, haben die Leibeigenen selbst dagegen gestrebt und man sieht hieraus leicht, daß sie nicht so drückend seyn kann, wie man sie gewöhnlich glaubt.

Das Stück Land, dessen Benutzung dem Dänischen Bauer überlassen, ist in der Regel so beträchtlich, daß es schwerlich einen Schweizerpächter geben wird, der sich nicht glücklich schätzte, es unter denselben Bedingungen wie der Dänische Leibeigene zu besitzen. Diesen Bauern die Freiheit geben, heißt sie des Bodens berauben, welcher sie nährt.

---

die Länge gewissen Gefahren in einem so wenig verwahrten Rachen preisgeben? Und, welcher gute König wird nicht gern seinem Volke eine milde und gute Verwaltung für immer sichern wollen?

Eine solche Knechtschaft war in ihrem Ursprunge die natürlichste Sache von der Welt. Es war natürlich, daß vor der Einführung des Geldes, der Pächter das durch Arbeit bezahlte, was er nicht durch Geld vergüten konnte. Da das Geld nichts ist, als das Zeichen der Arbeit, so mußte auch die Sache nothwendig eher da seyn, wie das Zeichen.

Diese Art von Knechtschaft lag übrigens dermaßen in der Natur des gesellschaftlichen Verbandes, daß Dalrymple sagt: »Die Knechtschaft wurde in England abgeschafft, ohne daß die Geschichte diesen Zeitpunct nachweist.« In der That, treffen bei dieser Einrichtung von Hörigkeit alle Gefahren blos den Herrn, und das unschätzbare Glück, keine zu kennen, den Knecht. Dem Herrn liegt es ob, dem Leibeignen das Haus wieder aufzubauen, es liegt ihm ob, ihn zu ernähren, wenn seiner Hände Arbeit dies nicht mehr vermag.

Man sieht, daß das Uebel, welches aus dieser Art von Sklaverei entsteht, vielweniger den Bauer als den Edelmann, am mehrsten aber den Staat, trifft. Das System der Leibeigenschaft begünstigt Faulheit und Nachlässigkeit in einem solchen Grade, daß der Staat oder die Gesellschaft nur dadurch aus der Kindheit herauszuschreiten vermag, wenn er es abschafft.

Vor dem Entstehen der Industrie verhinderte die Einfachheit der Sitten, daß die reelle Knechtschaft nicht in eine personelle ausarten konnte. Tacitus sagt: »Bei den Germanen ist Herr und Knecht gleich durch Sitten und Erziehung; aber dies ist der große Unterschied zwischen Hörigen und Freien, daß der eine in den Krieg zieht, während der Andere ruhig zu Hause bleibt.«

nen Gang in den Freistaaten von Zürich, Bern, Lucern, Solothurn! Und wie viele, immer im Kampf begriffene, Factionen waren in Carthago und in den Aristokratien von Griechenland, Kleinasien und Italien! —

Aber ohngeachtet aller dieser Thatsachen, die den Einfluß des Clima hinreichend beweisen, ist es auf der andern Seite doch auch nicht weniger gewiß, daß dieser Einfluß nur ein, andern Wirkungen so untergeordneter ist daß man die stürmischste aller Republiken im alten Island fand, während Sparta und Venedig dagegen die wenigsten Revolutionen zeigen.

Die Freiheit des Einzelnen beruht auf der Herrschaft der Vernunft, die Freiheit der Nation auf der des Gesetzes, das nichts anders wie die auf den politischen Körper des Staats angewendete Vernunft ist. Beide, Gesetz und Vernunft, vermögen sich nur durch eine allgemein ausgebreitete Aufklärung zu erhalten, auf Beziehungen, die bei Nationen gute Gesetze, bei Einzelnen, gute Sitten geben. Diese handelnde Vernunft zu entwickeln ist daher Vorwurf jeder Regierung, weil hierdurch allein sich die Freiheit überall begründet, ohnedem aber nirgends.

Eine Repräsentativverfassung wird bei einem Volke ohne Aufklärung, nie allein die Freiheit begründen, während daß eine Regierungsverfassung ohne Volksvertretung zur Freiheit führen kann, wenn sich unter derselben nur die Aufklärung zu erhalten und Mittel zu finden vermag, sich vernehmlich zu machen.

Drittes Kapitel.

Sorglosigkeit in Betreff der Zukunft.

Ein hervorstechender Zug in den Völkern des Südens ist ihre Sorglosigkeit in Betreff der Zukunft. Zu Rom und Neapel, sowie beinahe in ganz Italien, ist es allgemeiner Gebrauch, jeden Tag das aufzuzehren, was man eben hat, so daß man, selbst in den besten Häusern und in vielen Gasthöfen, des Abends kaum einen Bissen Brod und oft nicht ein Stück Holz mehr findet. Alles, was sich des Abends noch von Lebensbedürfnissen vorfindet, pflegt die Dienerschaft des Hauses als gute Beute zu betrachten, und wenn ein Fremder es sich einfallen läßt, sich Vorrath anzuschaffen, so macht die Unwirthschaftlichkeit der Dienerschaft nicht selten, daß man, indem man zu gutem Preise im Augenblick des Ueberflusses einkaufte, dennnoch mehr dabei verliert, wie gewinnt. Wenn gleichsam durch ein Wunder, ein Dienstbote seinen Gehalt nicht voraus verzehrt hat, so vertrödeln ihn die Weiber, so wie sie ihn empfangen, in Putzsachen, und die Männer entweder in silbernen Ringen oder im Wirthshause, und wenn ich ihnen zuweilen die üblen Folgen einer solchen schlechten Oekonomie vorstellte, dann fragten sie mich ganz ernsthaft, wo sie denn ihr Geld, daß sie eben so für eine gute Beute der Diebe hielten, wie sie selbst die Vorräthe im Hause dafür nahmen, aufbewahren sollten?

Man überlege hierbei einen Augenblick den Einfluß eines Himmels, der durch alle Monate des Jahres Erndten gewährt, und man wird dann sehen, daß unter einem solchen Clima die Vorsicht nicht zu Hause seyn kann. In Hyeres würden die Orangenbäume den ganzen Winter mit Früch-

ten beladen seyn, wenn man diese Früchte der Ausfuhr wegen, nicht vor der Reife abnähme. Die Gärten geben das ganze Jahr ihren Ertrag, die Olivenerndte ist im Winter, das Meer fast zu allen Zeiten ergiebig und Geflügel in so großer Menge vorhanden, daß Arme wie Reiche sich davon nähren können; ebenso kann der Honig ein Gegenstand der fortwährenden Consumtion seyn, weil die Bienen durch das ganze Jahr arbeiten. In der Provence sind die sehr häufigen Schnecken ein allgemeiner Leckerbissen. Hierzu füge man noch, daß im Süden die Sonne den Ofen ganz, und die Kleidung zum Theil, ersetzt. Ich sah zu Hyeres einen Greis den ganzen Winter über in der Sonne sitzen und sich die Zeit damit vertreiben, einige lateinische Worte abzusingen, die er in der Kirche gehört hatte.

Diesem Bilde des Südens stelle man nun das Bild des Winters in den höhern Breiten gegenüber, wo der Himmel mit dem Schnee ein Leichentuch über die Erde zu breiten scheint. Man stelle sich da den Menschen lebend in diesem Grabe der Natur, vor. Man denke sich die langen Winternächte und den erstarrenden Frost, der sie begleitet. Dieser allgemeine Schlaf der Schöpfung kündigt sich durch das Fallen der Blätter an, deren Welken dem Bewohner des Nordens anzeigt, daß das Leben erlöschen wird. Das erquickende Wasser der Quellen und Bäche steht still und entfesselte Stürme heulen über dem Haupte der Bewohner weg. Lange vorher ehe der Winter eintritt, haben die Erndten aufgehört, die Vögel entfliehen und was Leben hat, verschwindet; der weiße Bär und der gefräßige Wolf sind dann nur noch die einzigen Bewohner der Oede; das Meer verschließt sich und Alles kündigt den Hunger an. Ein un-

geheuerer Raum legt sich, gleich einen Abgrund, zwischen das Bedürfniß und die Mittel es zu befriedigen, und leicht sieht man ein, daß unter solchen Verhältnissen der Mensch, bedroht alles zu verlieren, vorsichtig werden muß.

Es giebt daher für den Bewohner des Nordens eine Jahreszeit, die er der Voraussicht widmen muß, die ihn auffordert, vorsichtig zu seyn, während daß im Süden nicht leicht der Drang der Bedürfnisse den Menschen aus seinen gerade herrschenden Ideen herausführt, und hiervon schreibt sich denn der unermeßliche Unterschied her, der zwischen dem Süd- und Nordländer herrscht.

Im Norden scheinen alle Bedürfnisse des Lebens das Nachdenken aufzufordern. Die Nothwendigkeit sich vor der Kälte zu schützen, macht, daß man Häuser baut; die Nothwendigkeit während der rauhen Jahreszeit zu leben, zwingt auf Vorräthe zu denken. Die Jahreszeit in welcher Alles erstirbt, fordert zur Oekonomie und vielfachem Nachdenken auf. Im Süden dagegen lebt man stets für den Augenblick; die Erndten folgen sich ohne daß man daran denkt, Blätter und Blumen welken nicht, Alles spricht nur die Gegenwart aus, und so vergißt sich die Zukunft unter den Genüssen des Augenblicks, so ist die Einbildungskraft ununterbrochen beschäftigt. Der Gottesdienst, in äußeren Pomp bestehend, ist ein Fest; jeder Tag bringt seine Wunder mit, während im Norden die Religion selbst nur von der Zukunft redet, ihre Lehren nur aus der Vergangenheit schöpft, und fort und fort mit feierlichem Ernst die Herrschaft der Vernunft über die Leidenschaften der Menschen predigt.

Man sagt, es gäbe in England mehrere tausend Sparkassen. Ich kann mir nicht denken, daß man jemals dahin

gelangen wird, in Italien, in Spanien, in der Türkei, und selbst vielleicht im Süden Frankreichs, nur eine zu gründen *).

Der Mangel an Vorsorge bringt den Müssiggang hervor, der unter einem Himmelsstriche, wo die Kraft der immer wachen Gefühle sich äußert, allem Interesse verleiht, was sich den Sinnen darstellt, und dadurch selbst zu einem fortwährenden Genusse wird, während daß der Müssiggang den Nordländer drückt, der von dieser innern Bewegung, welche allein die Einbildungskraft hervorzurufen vermag, keinen Begriff hat. Eine Italiänerin kann den ganzen Tag, ohne sich zu langweilen, ihre Zeit am Fenster damit zubringen, die Vorübergehenden zu mustern, während ein Frauenzimmer im Norden sich durch diese Eintönigkeit aufs Aeußerste gemartert fühlen würde.

Viertes Kapitel.

Religion.

Die Religion der nördlichen Völker verglichen mit der der südlichen, bietet keine geringere climatische Verschiedenheit dar, wie die ist, welche in ihrer politischen Freiheit herrscht.

Die im Norden entstandenen reformirten Religionen haben sich niemals im Süden erhalten können, dies kömmt daher, weil es in der Natur der Einbildungskraft liegt, das

---

*) Es giebt dennoch jetzt mehrere in Italien, die trotz dem Einflusse des Climas, durch den nach Verbesserung strebenden Geiste der Zeit, eingeführt wurden.

Gebiet des Glaubens zu erweitern, während daß es die Natur der Vernunft ist, es zu verengen. Die im Norden entstandenen religiösen Secten sind wie alle mystischen Secten, das Resultat eines in Dunkel- und Zurückgezogenheit gewordenen auf sich selbst concentrirten Gefühles; die Religionen des Südens, geboren gleichsam im Glanz der Sonne, streben dagegen zur Anbetung äußerer Gegenstände hin. Die Mystiker schlagen den Weg vom Herzen zum Gegenstand ihrer Verehrung, die südlichen Nationen den von diesem Gegenstand zum Herzen ein. Natürliche Folge ist, daß der Gottesdienst im Süden direct auf Alles geht, was die Sinne trifft, und im Norden auf Alles, was Erbauung verschafft. Der beschauliche Mensch liebt es, das Innere seiner Seele mit Gebilden zu schmücken, wie der Italiäner die Pracht seiner Tempel durch Gemälde und Bildwerke erhöht. Welche Mühe hatte Moses, die Juden vor dem Götzendienst zu bewahren! und im späteren Römerreich sahen wir im Süden, diesen Sinnencultus über die Iconoclasten triumphiren, während daß wir ihn jetzt im Norden gleichfalls abgeschafft finden.

In ihrem Ursprunge neigte sich die christliche Religion zum Mysticismus hin; sie war damals nichts wie der Cultus des Herzens und der Nächstenliebe, besonders der Liebe zu dem leidenden und unterdrückten Nächsten. Deswegen behaupteten auch die Reformatoren keine Neuerer zu seyn, und in Wahrheit, sie thaten auch nichts weiter, als daß sie die Auswüchse wegschafften, welche die Sonne des Südens hervorgerufen hatte. Die Entwickelung der Vernunft brachte durch Zurückweisung der Mißbräuche die Reformen hervor, und wenn der menschliche Geist jemals rückwärts zu schreiten vermöchte, dann würde man ihn vielleicht sich wieder in je-

nes Gebiet der Einbildungskraft verlieren, und jene Dogmen wieder annehmen sehen, welche der erwachte Geist des Menschen verworfen hat.

Fünftes Kapitel.

Meinung, Moden, Gewohnheiten und Gesellschaft.

In den Ländern wo die Leidenschaften herrschen, ist die Meinung der Gesellschaften und die sogenannte öffentliche Ansicht, beinahe ohne alle Herrschaft. Jeder, zu sehr mit sich selbst beschäftigt, hat keine Zeit sich sehr um die Meinung Anderer zu bekümmern. Daher kömmt es, daß z. B. in Italien, die allgemeine Meinung gerade das ist, was die Menschen am wenigsten bindet, während sie dagegen bei jenen Völkern, wo die Geselligkeit vorherrscht, der Gott ist, dem Alle huldigen.

Nichts ist bemerkenswerther, als die Unwandelbarkeit der Gesetze, der Sittten und der religiösen Gebräuche, welche, nach Montesquieu, sich bei den Morgenländern findet. Die Ursache dieser Unwandelbarkeit liegt in dem großen Einflusse, den ihre ganz sinnliche Religion auf sie ausübt, denn jemehr eine Religion auf die Sinne berechnet ist, jemehr Ceremonien und äußeren Dienst hat sie. In den Ländern, wo anstatt der Sinne der grübelnde Verstand vorherrscht, sind dagegen die äußeren religiösen Gebräuche fast nichts, oder wenigstens doch willkührlich; aber dort, wo die Einbildungskraft waltet, treten sie in das Gewebe der Gewohnheiten des täglichen Lebens ein und verewigen sich durch das In-

tereſſe welches die Prieſter haben das zu erhalten, was ihnen eben die Herrſchaft über den Menſchen verleiht.

Die Völker des Südens fühlen übrigens einen ſolchen Drang in ihren Gewohnheiten ſich feſt zu ſtellen, daß die, welche nicht genug religiöſe Gebräuche haben, wie z. B. die Chineſen, ſich durch bürgerliche zu binden ſuchen, indem ſie ſich ein Ceremonialgeſetz geben, das nicht minder ausgedehnt iſt, wie das einſtige religiöſe der alten Aegypter. Faſt durch nichts wird einem der Unterſchied, welcher zwiſchen den beiden entgegengeſezten Climaten herrſcht, deutlicher als durch die Vergleichung der religiöſen Gebräuche im Süden und Norden. Tacitus bemerkt, daß die alten Germanen ſtatt Tempel und Statuen, nur heilige Wälder hätten, in denen die Götter allein durch die Ehrfurcht, welche ſie einflößten, bemerklich würden. »Deorumque nominibus appellant secretum illud quod sola reverentia vident;« und in den Kirchen des nördlichen Europa waltet ein eben ſolches Streben nach Einfachheit wie in den Ceremonien aller Myſtiker des Nordens, ein ſolcher völliger Mangel aller poſitiven Gebräuche, daß die Frommen ſich kaum zu bewegen wagen, während dagegen die Derwiſche auf den Raum eines Fußes in ununterbrochener Raſtloſigkeit ſich drehen und wenden.

Bei allen Völkern bemerkt man, daß der religiöſe Glaube immer durch irgend ein vorherrſchendes Gefühl geleitet iſt; bei allen Völkern entſtand der Aberglaube aus der Furcht. Die Gefühle der Furcht und Hoffnung waren es, welche im Orient der Idee von Hariman und Hormud das Leben gaben, und dieſelben Gefühle wirken ebenfalls auf den Glauben bei civiliſirten Völkern. Sahen wir nicht am Hofe von England den Unglauben auf die Schrecken folgen,

welche der Puritanismus einflößte? Der Widerwille, welchen des alternden Ludwig XIV. und dessen Hofes Frömmelei erweckte, führte die Ruchlosigkeit unter der vormundschaftlichen Regierung nach ihm herbei, und sieht man jetzt nicht eben so in Frankreich von der, ohne Unterlaß über die Gottlosigkeit der Revolution geängstigten Macht des Tages, alle mögliche religiöse Hebel in Bewegung setzen?

Die große Ursache der Unwandelbarkeit der Sitten und Gebräuche liegt mit in der Religion. Die Trachten der Geistlichen sind nichts wie alte, erst durch den Gebrauch, dann durch die Vorschrift, geheiligten Costüme, und die äußeren religiösen Gebräuche sind zum Theil so alt daß es mehrere in der Messe der Katholiken giebt, die lange vor dem Christenthum von den Römern schon beobachtet wurden, wie z. B. die Art, die Hände bei dem Gebet zu erheben. »Palmas ad sidera tendens,« findet man nur noch in der Messe.

Der Hang zum Aberglauben bei den südlichen Völkern hängt übrigens so wenig mit ihrem religiösen Glauben zusammen, daß ich einst in Neapel einen vornehmen Mann kennen lernte, der zwar, um für einen starken Geist zu gelten, das Daseyn Gottes leugnete, dabei aber ganz ernstlich an die Wunder des heiligen Januarius glaubte.

Der Geist der Berechnung, welcher in den aufgeklärtesten Theilen Europas herrscht, strebt dahin, die Manufacturen zu begünstigen und nach und nach Alles zu verändern, was auf Gebräuche und Moden Bezug hat, und diese Veränderlichkeit im Luxus wiegt auf eine merkwürdige Art die Unveränderlichkeit auf, welche die Religion ohne Unterlaß den Menschen empfiehlt.

Das alte Aegypten war einst der Mittelpunkt religiöser Gebräuche und der Stabilität in Gewohnheiten und allen Formen der Sitten, welche die Religion bei den Menschen begründen kann. Diese selbe Stabilität finden wir jetzt noch in Indien; das neue Frankreich ist dagegen der Mittelpunct der Beweglichkeit in allen Dingen und bildet somit mit seinen Gebräuchen, den merkwürdigsten Gegensatz zu der Unbeweglichkeit der Gewohnheiten im Orient.

In Frankreich ist nichts dauernd als der Wechsel der Moden und der verschiedenen Arten zu glänzen. Da die Mode nichts anders ist, als das Streben der höheren Classen nach Auszeichnung, so liegt es in ihrer Natur, sich unabläßig zu verändern, um nicht durch die Nachahmungssucht der niederen Stände erreicht zu werden, und allerdings wird dies denn oft zu einer Quelle jener Unbeständigkeit, die manchmal alle Sitten und Grundsätze, den Character und Alles das untergräbt, was die Vernunft bei den Menschen unwandelbar zu machen sucht.

Frankreich, zwischen dem brennenden Himmel des Südens, und den neblichten Regionen des Norden liegend, scheint eine glückliche Mischung der verschiedenen Arten in beiden Climaten zu leben, zu vereinen. In jenen Ländern wo die Leidenschaften herrschen, wird der Mensch auch nur durch sie ergriffen; da, wo der Gedanke waltet, aber durch den Gedanken. Dem Menschen im Norden muß man beweisen, was man dem Südländer muß fühlen lassen. Der Franzose allein ist der, welcher dem Gefühl und der Vernunft zugleich auf gleiche Weise zugänglich ist; hieraus folgt, daß die Franzosen besser wie alle andere Nationen den Sinn für alle Wahrheiten haben. Zwar sind sie leicht Vorur-

theilen zugänglich, aber es sind Vorurtheile ohne Wurzel, und daher weniger gefährlich wie die bei den Systems- und den leidenschaftlichen Menschen. Die Toleranz ist eine natürliche Folge dieser Art zu seyn; denn Toleranz kann der, welcher von keiner seiner Meinungen abläßt, eben so wenig haben, wie derjenige, den seine glühenden Leidenschaften und seine Priester beherrschen. Diese Beweglichkeit einer Seele die jedes Eindruckes, mag er durch den Verstand oder durch das Herz ihr zukommen, fähig ist, raubt dem Franzosen die Tiefe, wenn nicht gerade irgend ein großes Motiv ihn dahin bringt, einer Idee zu folgen, und so sieht man denn oft, daß in Frankreich derselbe Mensch oberflächlich in seinen Meinungen und tiefsinnig in seinen Untersuchungen ist.

Eine Nation, die immer geneigt ist, jedem Eindrucke zu folgen, wird in Sachen ihres Geschmacks wandelbar seyn; dies hält sie jedoch nicht ab, sich dagegen auch beständig in dem zu zeigen, was Beständigkeit verdient, weil dieselbe Erregbarkeit, welche die Aufmerksamkeit wach hält, auch diese Aufmerksamkeit weniger aus Gewohnheit, als aus einem immer erneuerten Geschmack daran, vervielfältigt. Eine solche Nation muß ebenfalls auch ungemein gesellig seyn, weil, immer zugänglich sowohl durch das Herz wie durch den Geist, sie mehr wie jede andere bei dem geselligen Umgange gewinnt. Eben so wird sie sehr liebenswürdig sein, weil sie allein den Tact besitzen kann, der da zeigt, daß man zu gleicher Zeit eben so leicht dem Gefühle wie dem Verstande zugänglich ist, eine Sache, welche die Völker, bei denen das Eine oder das Andere vorwaltet, niemals recht verstehen. Eine solche Nation wird das Neue lieben, weil nichts sie daran hindert, sich dessen ohne Unterlaß zu freuen.

Wenn nun ein wenig Eitelkeit sich mit diesem Geschmack für das Neue verbindet, so entsteht daraus die Liebe zur Mode, die in der That weniger das Verlangen, dieses oder jenes zu besitzen, ist, als das, ohne Unterlaß zu wechseln. Es scheint dabei fast, als wolle man eine Sache, nicht sowohl um sie zu haben, als um das nicht mehr zu haben, was durch sie ersetzt werden soll.

Bei einem solchen Volke wird der Geschmack in allen Dingen, die vorübergehend sind, vortrefflich, und oft mittelmäßig in denen seyn, die nur durch ein tiefes Gefühl gewürdigt werden können. Gewöhnt zugleich zu fühlen und zu denken, wird es viel über Sachen des Geschmacks dissertiren und das nur schlecht würdigen, was nur allein gefühlt oder mit dem Verstande ergriffen werden will.

Ein Volk dieser Art wird mehr Sitten als Grundsätze haben, während daß die mitternächtlichen Nationen oft der letzteren mehr haben als sie befolgen können. Von Natur gut, wird es leichter wie jedes andere der Erde, das Böse vergessen was man ihm anthut und, immer den Gesinnungen des Wohlwollens zugänglich, wird die Versöhnung mit ihm nie schwer seyn.

Eine mehr leichtsinnige als nachdenkliche Nation wird unfähig seyn, eine dauerhafte Liebe für eine sehr zusammengesetzte Verfassung zu hegen; sie wird die Monarchie lieben, weil die Monarchie zuweilen mit feststehenden und wohlthätigen Grundsätzen, Veränderungen in ihren Formen verbindet; und die Güte des Nationalcharakters, ihr immer für alles Gute und Rechte offener Sinn, wird sie stets eben so auf die Länge vor einem blinden und rohen Despotismus

bewahren, wie ihre Leichtigkeit sie dem republikanischen Geiste entfremdet.

Es giebt in der Theorie der Empfindungen ein Phänomen, das man vielleicht noch nicht entwickelt hat. In allen aus gleichen Bestandtheilen gemischten Gesellschaften (wie z. B. in denen, die man Coterien nennt) bildet sich eine Centralmeinung, die nach und nach dahin gelangt, diese Gesellschaft zu beherrschen. Da es zum inneren Wohlbefinden beiträgt, wenn man seine Gesinnungen mit denen der Personen in Uebereinstimmung setzt, mit welchen man lebt, so geschieht es, daß in diesen also geschlossenen Gesellschaften immer ein und dieselbe Ansicht ausschließend verwaltet. Man kann ohne Störung in seinen Ideen sehr von den Ideen der Personen abweichen, welche uns umgeben, aber nicht von ihren gewöhnlichen Ansichten.

Die Meinung, welche sich aus der Uebereinstimmung gleicher Ansichten bildet, ist besonders sehr bemerkenswerth, in politischen Körpern, wie z. B. in den Senaten der Aristokratien. In diesen fortdauernden und souverainen Corporationen, bilden sich Maximen, die zu unwandelbaren Gesetzen erhoben, keine Discussion mehr gestatten. Diese Grundansichten, vergleichbar dem Ballast eines Schiffes, verhindern dann das Fortbewegen der großen politischen Maschine. Sie sind gut, so lange die Beziehungen dieselben bleiben und nichts um sie her sich verändert; sie sind aber der Tod des Staates, wenn die Verhältnisse anders geworden sind.

In den Vereinigungen, die keinen andern Zweck wie den der Unterhaltung haben, bildet sich nach und nach eine Centralmeinung über jedes Individuum der Gesellschaft, die

nach dem Maaßstabe des Geistes gemodelt ist, der in der Gesellschaft herrscht, und es ist da nicht selten der Fall, daß Personen von Verdienst das Opfer der Meinung eines Vereins werden, in welchem die Mittelmäßigkeit herrscht, und dies pflegt sich um so leichter zu ereignen, je länger eine Gesellschaft besteht, je geschlossener sie in sich ist, und jemehr sich ihr guter oder übler Character ausbildet oder entwickelt.

Hat sich der Geist der Coterie einmal in einer in sich geschlossenen Gesellschaft festgesetzt, so ist es unmöglich ihn wieder daraus zu verbannen, weil der, welcher dies versuchen wollte, alle Andere gegen sich haben würde. Bemerkenswerth ist jedoch, daß wenn die Ansichten sich einmal in solchen Grenzen gefangen haben, es dann sehr leicht geschieht, daß die Stärkeren die Schwächeren ganz unterdrücken, so daß dadurch nach und nach der Kreis immer enger wird, und alle Discussionen über die Centralideen, und zuletzt selbst der Gedanke gleichsam aufhört. Hieraus erklärt sich der kleinliche, engherzige Geist, welcher in kleinen Städten zu herrschen pflegt, die nichts anders als große Coterien sind, in denen sich alles Licht und aller Geist ersticken würde, wenn sie nicht noch durch Studien wach erhalten würden.

Je weniger über eine Meinung discutirt wird, jemehr verflacht sie sich nach und nach, denn die Discussion und der durch sie angeregte Geist ist es, welcher ihr die Schärfe und die Tiefe erhält. Dies zeigt sich bei der Betrachtung der großen Gewalt, welche die Dogmen über beschränkte Menschen ausüben. Eine herrschende Meinung über die man nicht mehr streitet, umgiebt sich schnell mit einem solchen Haufen von Anhängseln und untergeordneten Ansichten,

daß dadurch zuletzt die Seele gleichsam ganz unterjocht und der Geist bis auf den letzten Funken ausgelöscht wird.

Was ich hier von den Coterien im Allgemeinen sagte, findet seine Anwendung auf jeden größeren oder kleineren Verein unter den Menschen. Jede politische Corporation hat ihre eigenen Maximen, jede Nation ihre eigenen nationalen Ansichten und ihren besonderen Charakter; jede Stadt, jedes Dorf hat sein eigenes Credo und seine eigenen Dogmen. Aber die Wissenschaften, der Handel, die Moden, und der bewegte Gang der Zeit und der Begebenheiten, stürzen ohne Aufhören die Barrieren nieder, welche den Menschen vom Menschen zu trennen suchen und verengen immer mehr den Cirkel jener stehenden Eingebungen.

Sechstes Kapitel.

Bettelei.

Ich halte die Bettelei für unvertilgbar im Süden. Die Bewegung des Mitleids ist dort ein wahres Bedürfniß, durch welches die Bettelei eben so unterstützt wird wie durch die Nachlässigkeit. Nichts ist merkwürdiger, als an Festtagen das Volk in Rom in seiner buntscheckigen Kleidung zu sehen, während daß die Bettler ihr Costüm eben so übertreiben, indem sie sich mit den ausgesuchtesten Lumpen, d. h. mit den aller ekelhaftesten, behängen, und sich dabei das Ansehn der schrecklichsten Verkrüppelungen und Krankheiten geben. Eine Religion voll Märtyrer unterhält hier das Gefühl des Mitleids ohne Unterlaß auf einen solchen Grad, daß der

Fromme in den Festtagen nicht weniger das Bedürfniß fühlt zu geben, wie der Bettler es fühlt zu nehmen. Im Norden können die Bettler den Anordnungen der Polizei und der Vorsorge der Armenanstalten unterworfen werden, im Süden ist das unmöglich.

Siebentes Kapitel.

Gewohnheiten.

Der Geist der Ordnung, die Liebe zum Regelmäßigen, welche die Einwohner des Nordens characterisiren, lassen oft Gewohnheiten entstehen, welche eine große Herrschaft ausüben. Nichts drückt im Allgemeinen die Einbildungskraft, nichts mehr den Geist nieder, wie ein Seyn, das ohne Unterlaß von seinen Gewohnheiten beherrscht wird. Ich weiß recht wohl, daß der Gelehrte die Regelmäßigkeit in seinem materiellen Leben liebt, aber er liebt sie nur, weil sie ihm eben dies materielle Leben vergessen macht, und ihm die Freiheit gewährt, sich desto besser seinen immer regen und immer wechselnden Gedanken zu überlassen. Außer den wenigen seltenen Menschen, die es verstehen, sich im Schooße der Gewohnheiten ihr Geschick selbst zu bauen, schlummert die große Masse der Mittelmäßigen nur gar zu leicht in einem monotonen Leben ein, um nicht eher wieder zu erwachen, bis ein unerwartet überraschendes Ereigniß sie aufrüttelt. Im Süden trägt die Verschiedenheit in der Bodencultur und der daraus entspringenden mannigfaltigen Arbeiten, die Einrichtung, daß man daselbst zu allen Stunden schläft, ißt, und arbeitet, desgleichen der wenige Aufenthalt in den

Häusern, die geringe Berücksichtigung auf die Umgebung; ferner der Gottesdienst, die Processionen, die Brüderschaften, die nichts anders wie eine Reihenfolge von Festen und Schaugebungen sind: Alles dies sage ich, träge dort dazu bei, den Geist wach zu erhalten, und hiermit vereint sich noch die Gewohnheit, sich mit der Liebe in allen Altern des Lebens zu beschäftigen, wodurch nothwendig die Einbildungskraft in Thätigkeit bleibt.

Die Gewohnheit ist gewiß eine große Wohlthat des Himmels, weil sie allein schon auf die Länge jeden Schmerz heilt. Je älter man wird, je mehr hängt man sich durch einen glücklichen Instinct an seine Gewohnheiten; sie leiten uns mit sanfter Hand am Abend des Lebens gleichsam unmerkbar den Abhang hinab. »Subrepit non intellecta senectus.« Aber, wenn es sich davon handelt, nicht zu sterben, sondern zu leben, dann ist auch nichts schrecklicher wie die Gewohnheit, die jeden Tag einen Theil der Lebenskraft raubend, schon hier wandelnde Todte aus uns macht, die unfähig sind, noch zu lieben, zu denken und zu fühlen.

Wenn man reiset, d. h. wenn man auf einmal aus seinen täglichen Gewohnheiten heraustritt, dann verlängert sich uns die Zeit, wodurch sich die Menge der neuen Eindrücke erklärt, die auf uns, unsere Gewohnheiten verletzend, eindrängen. Dagegen verlöscht bei einem gleichförmigen Glükke, still das Leben wie unter einem immer dicker werdenden Nebel und bald empfindet man es kaum noch, weil nichts einen Abschnitt darin bildet. Ich habe oft die Ruhe von Menschen zwischen 40 bis 60 Jahren bewundert, welche lange Stunden auf einem Caffeehause, oder sonst in einer

Gesellschaft hinvegetiren können, ohne zu sprechen und ohne zu denken, allein damit beschäftigt Tag für Tag sich in den engen Cirkel ihrer Gewohnheiten herumzudrehen.

Achtes Kapitel.

Dichtkunst.

Die deutschen, englischen, dänischen und schwedischen Dichter gefallen sich vorzüglich darin, die Schönheiten der Natur, besonders in der Landschaft, zu schildern. Sie verweilen dabei viel mehr wie die Dichter des Südens.

Die Ursache davon ist, daß im Norden der lange, rauhe Winter ein tiefes Gefühl der Sehnsucht nach der Wiederkehr des Frühlings, oder vielmehr des Sommers, weckt, denn der Norden hat, wie Tacitus schon sagte, keinen Frühling und keinen Herbst.

In den immer grünen Ländern des Südens giebt es nur leichte Abstufungen der Jahreszeiten und nie empfindet man da den schroffen Contrast, den der Winter mitternächtlicher Gegenden mit den Reizen des Sommers, selbst in Lappland, macht. De Buch entwirft ein entzückendes Gemälde von einem schönen Morgen, den er in einer der nördlichsten Wohnungen Lapplands, Altegor genannt, zubrachte. »Das Wetter,« sagt er, »war mild, der Himmel klar, das Meer ruhig, und nur durch das Spiel der Wallfische belebt, deren Bewegungen plötzlichen Windstößen glichen. Die mit Grün bedeckten Küsten, die Frische der Wälder, die zahlreichen Heerden, welche die Landschaften bedeckten, alles dies gab einen äußerst erfreulichen Anblick.«

»Erfreulich, aber vorübergehend,« sagten ihm die Einwohner, für diejenigen, die nur durchreisen. Weil dergleichen Erscheinungen dort nur selten sind, so werden sie desto lebhafter und unauslöschlicher gefühlt. Vielleicht waren Homer, Ossian und Milton, nur darum die größten Dichter, weil sie beraubt des Augenlichtes, um so fester das Andenken dessen in sich trugen, was sie einst sahen, und der Schmerz, es nicht mehr sehen zu können, ihnen das verschönte, was die Gewohnheit ihnen sonst für die Länge gleichgültig gemacht haben würde.

Man sollte glauben, daß unter den südlichen Himmelsstrichen mehr Poesie in den Seelen sich finden müsse, wie unter dem eisigen Himmel des Nordens, und dennoch scheint die Geschichte dieser Ansicht zu widersprechen.

Die Poesie setzt zweierlei voraus: das Gefühl, durch welches sie erweckt wird, und das man gewöhnlich Begeisterung nennt, und eine Sprache geschickt dazu, um dieses Gefühl auszudrücken. Bei dem Nordländer ist das bei weitem mehr wie bei dem Südländer concentrirte Gefühl schon an sich der Begeisterung sehr nahe, dagegen zerstreut es sich im Süden, indem es sich auf äußere Gegenstände wirft, in zu vielen Genüssen; unter dem neblichten Himmel des Nordens zieht es sich aber auf sich selbst zurück. Nothwendige Folge davon ist, daß der Nordländer tiefer fühlt wie der Südländer, der dagegen zum Ersatz durch die Geschmeidigkeit seines Organs, eine harmoniösere Sprache zu dem Ausdrucke seiner Empfindungen hat.

Nichts ist, selbst in diesem an Aufregungen reichen Jahrhundert, weniger allgemein bekannt, als die Sprache

und die Poesie der alten Scandinavier vor der Einführung des Christenthums *). Die Religion, die Sitten, die Sprache, selbst die Geschichte dieser halb barbarischen Völker, ist ein Gewebe von Dichtung, Wundern, Heroismus, schauderhaften Verbrechen und erhabenen Tugenden. Die Geschichte der Menschen ist hier dermaßen mit der der Götter, der Geister, der Sylphen und Gnomen verwebt; die Wirklichkeit ist so mit Wundern geschmückt, daß das Gemälde dieser Völker gleichsam zu einem Drama der Riesen wird, das in den Regionen der Stürme, der Nacht und der Nebel spielt. Die Erzählung der Heldenthaten, welche in dem alten Isländischen Sagas geschildert werden, ist theils in Prosa, theils in Versen, aber leider sind diese poetischen Gebilde in einer so unförmlichen Sprache verfaßt, daß die Gegenstände nur wie durch einen dichten Schleier mehr errathen, wie gesehen werden können. Indem man diese Sagas liest, ist man ohne Unterlaß versucht, diese poetischen Skizzen, welche so viele reiche, der methodischen Poesie civilisirter Völker unbekannte, Schätze enthalten, wegzulegen, und dies kömmt nicht daher, daß jene nördlichen Nationen das Gefühl des Schönen nicht kannten, denn zu den Zeiten des Saxo-Grammaticus und des Snorre Sturleson, schrieb kein Mensch in Europa ein besseres und richtigeres Latein, wie diese ausgezeichneten Geschichtschreiber des zwölften Jahrhunderts.

Die Einführung des Christenthums im Norden, die dadurch bewirkte Erscheinung einer fremden, ganz wissenschaftlich gebildeten, Sprache (der Lateinischen) hemmten die

*) Geschah um das Jahr 1000.

rohen dichterischen Bestrebungen dieser Völker, in ihrer Nationalsprache sich auszusprechen.

Nach der Vernichtung des Heidenthums sah man nach und nach, wiewohl langsam, die poetischen Visionen derselben, die man nur in den Erzählungen der Skalden wiederfindet und die in den Isländischen Sagas aufgehoben sind, verschwinden, und als man endlich nach vier bis fünf Jahrhunderten einer neuen Barbarei, abermals von der Nationalsprache Gebrauch machen wollte, da fand man sie so veraltet und unförmlich, daß es lange Zeit bedurfte, eh man sie nicht sowohl nach dem Nationalcharacter, als nach ausländischen Mustern zu bilden vermochte. Aus alle diesem geht hervor, daß durch die verzögerte Ausbildung der nationalen Sprache bei den mitternächtlichen Völkern eine gute Poesie erst im Werden ist.

Der Zusammenhang zwischen dem Ausdruck und dem Gedanken ist so innig, so zart, daß jeder Gedanke gewissermaßen der Sprache seinen Eindruck giebt und dergestalt die Sprache, welche man redet, das Resultat dessen wird, was ihr vorhergegangen ist. Aber diese Folge von Eindrükken, dieser durch das Gewebe der Sprache sich durchschlingende Gedankenfaden, reißt augenblicklich, sobald eine fremde Sprache sich an die Stelle der mütterlichen drängt. Die Muttersprache trägt alle Reize der Erinnerung in sich; sie ist wahrhaft die Sprache des Herzens, des jugendlichen Herzens, und daher die der Poesie.

Zwischen den Sprachen der Bewohner des nördlichen Continents von Europa und denen des südlichen, herrscht der Unterschied, daß die schwedische, dänische und deutsche Sprache, niemals wesentlich durch eine Eroberung ist unterbrochen

worden; während die Sprachen der civiliſirten Nationen des Südens fortwährende Verwandlungen durch die Sprache der eindringenden Sieger erlitten.

Die geiſtige Entwickelung bei den germaniſchen Völkern wurde vielleicht durch die Nachahmung fremder Muſter verzögert, aber die Sprachen dieſer Völker ſelbſt ſind unberührt geblieben, während die ſüdlichen Nationen wiederholentliche Verluſte an ihrer Mutterſprache erlitten. Folge davon iſt, daß die germaniſchen Sprachen dem Nationalcharacter viel genauer angepaßt ſind, wie die zuſammengeſetzten Sprachen des Südens, in denen die große Hälfte der Worte weder eine Erinnerung noch eine Wurzel in der Nation haben. Hierzu muß man auch noch rechnen, daß die fortwährend eroberten Völker des Südens *) die große Hülfsquelle der Erinnerung einer Heldenzeit entbehren, welche die nordiſchen Nationen haben, die faſt immer Sieger waren.

Ich mache aus allem dieſen den Schluß, daß die Sprache des Südens, zuſammengeſetzt aus todten Sprachen **), für die Völker, welche ſie reden, ihre vollſtändige Ausbildung erreicht haben, während daß den Sprachen des Nordens, ganz auf lebenden Wurzeln ruhend, noch erſt eine große Ausbildung bevorſteht.

---

*) Wir ſahen in der letzten Zeit dem momentanen Einfluſſe, den die Eroberungen der Franzoſen auf die Sprache der beſigten Völker hervorbrachten, eine eben ſo ſchnelle Reaction auf die franzöſiſche Sprache ſelbſt folgen, die überall zugleich mit den Siegern zurückgeworfen wurde.

**) Denen der Iberer, der Celten, der Römer, der Griechen, der Gothen u. ſ. w.

Nur allein die Sprache der alten Hellenen hat die Vorzüge welche das Clima den Gefühlen und Gedanken giebt, mit dem Glücke vereinigt, niemals durch eine fremde Sprache verdorben zu werden.

Neuntes Kapitel.

Selbstmord.

Montesquieu hat Recht, wenn er sagt, daß die Bewohner des Nordens sich oft das Leben ohne Ursache nehmen, während der Südländer jedesmal die Ursache dieser Handlung sehr gut weiß. Dies beweiset, daß der Selbstmord bei den nördlichen Völkern eine Krankheit, bei den südlichen dagegen der Ausbruch einer heftigen Leidenschaft ist, die weit öfter dahin bringt, den Urheber des Leidens, welches man empfindet, als sich selbst zu tödten.

Ich hörte zu Copenhagen, daß innerhalb einem Jahre, hundert und zwanzig Selbstmorde im Königreiche vorgefallen waren. Als ich mich dort befand, schien es in diesem Betreff Gebrauch zu seyn, sich zum Fenster hinauszustürzen, so sehr ist das Beispiel in dieser Krankheit ansteckend; auf meinen Reisen durch Italien hörte ich dagegen niemals von einem Selbstmord, obschon ich nicht zweifle, daß daselbst auch zuweilen welche vorfallen. Im Süden ist eine solche Vollkraft des Lebens, ein solches Bedürfniß zu Seyn, daß alle Organe in einer immerwährenden Aufregung sind. Man empfindet daselbst immer den Trieb sich der äußeren Genüsse zu freuen, so ungefähr wie der Vogel von dem geringsten Geräusch, von dem kleinsten Gegenstande, angeregt wird.

Niemals werde ich es vergessen, daß mich einst ein junger, reicher, wohlgebildeter und vornehmer Engländer, nachdem ich bei ihm gespeist hatte, bat, noch bei ihm zu bleiben, während die andern Gäste sich entfernten, weil er mir ein Geheimniß zu entdecken habe, das in nichts anderem, als dem Geständniß bestand, er werde von einer tödtlichen Langenweile gequält, die ihn ohne Unterlaß antriebe, sich das Leben zu nehmen. Ich war damals sehr jung und der Contrast zwischen dem äußeren Glücke dieses jungen Mannes und seinem Lebensüberdrusse erschütterte mich so tief, daß ich in diesem Augenblicke den Himmel und meinen Vater segnete, mir Geschmack an den Studien und Lust zum Leben, d. h. zur Arbeit, gegeben zu haben.

Die Gewohnheit, seine Gefühle in sich selbst zurückzudrängen, vorzüglich, wenn man nachdenken will, wird ein Unglück, wenn sie nicht mit einer großen Thätigkeit des Geistes verbunden ist. Ich habe mittelmäßige Köpfe gekannt, welche durch das Studium der deutschen Metaphysik rein zum Narren wurden. Die Gewohnheit, sich den äußeren Einwirkungen zu entfremden, scheint die Organe zu lähmen, der Geschmack an angenehmen Empfindungen verliert sich, während daß Schmerzen und Krankheiten, die untrennbaren Gefährten des Erdenlebens, sich vermehren. Die Abwesenheit aller Bedürfnisse erstickt nach und nach bei dem Reichen, dem diese Bedürfnisse nie fühlbar werden, jede Anregung, und macht, daß der Mensch zuletzt nur noch allein mit seinem Schmerz da steht. Die Langeweile, nur ein leichtes Unglück, wenn sie vorübergehend ist, wirkt mörderisch zerstörend auf die Länge. Man kann ohne große Qual wohl eine Viertelstunde in einer Wüste aushalten, aber sich mit-

ten in den Sand Arabiens ohne Hoffnung der Errettung, versetzt zu sehen, ist das Bild eines ohne unterlaß von Langeweile gequälten Menschen. Alles dies begegnet dem Bewohner des Südens nie, während es sich nur zu häufig diesseits der Alpen, und vorzüglich im Norden, findet, wo der lange Winter den Geist leicht dahinbringt, sich von den äußeren Eindrücken wegzuwenden und auf sich selbst zurückzuziehen. Heißt aber dies auf sich selbst zurückziehen, für eine leere Seele nicht in einer Wüste wandeln? —

Zehntes Kapitel.

Trunkenheit.

Die Trunkenheit, weit gewöhnlicher im Norden wie im Süden, ist ein einsames Vergnügen, zu dem der Hang mit den höheren Breiten-Graden zu wachsen scheint. Der Brandtewein ist das Gift der Norweger, der Lappländer und aller jenseits dem Baltischen Meere hausenden Völker. Bei diesen Völkern wird die Trunkenheit gleichsam als ein Zeichen von Wohlhabenheit angesehen, als eine Auszeichnung, die, so schmachvoll sie ist, doch der Eitelkeit schmeichelt. »Ich habe etwas zu trinken,« sagt der reiche Norwege, wenn er getrunken hat, und wenn man die Dänen hört, so muß man glauben, daß es ohne Brandtewein weder Gesundheit noch Heilmittel giebt. Bei dem Bewohner des Südens ist der Wein ein gewöhnliches Getränke, aus dem er, eben weil es ihm gewöhnlich ist, sich nicht viel mehr macht, während dies Getränk für den Nordländer zu einer

verführenden Sirene wird. Jetzt *), wo die Noth oft den Bewohner des Südens den Genuß des Weines in seinem Hause zu entbehren zwingt, nimmt auch die Trunkenheit überhand, und man sieht manchen Familienvater sein Geld im Wirthshause vertrinken, um es nicht mit Andern theilen zu dürfen.

Eilftes Kapitel.

Unterricht.

Mit sehr wenigem Unterricht macht der Südländer in der Regel weit größere Fortschritte im Wissen als der Nordländer. Aber damit dies geschehe, muß man die sehr schwere Kunst verstehen, seine Einbildungskraft auf den Gegenstand zu fesseln, den man lehrt. Im Süden haben die Organe eine solche Thätigkeit, die Ideen und Empfindungen eine solche Neignng zum Umherschweifen, daß man bei seinem jungen Schüler nur äußerst schwer den Moment trifft, ihn bei einer fremden Idee festzuhalten. Der Geist ist daselbst noch weit mehr wie die Erde von einer solchen Fruchtbarkeit, daß jemehr natürliche Talente man in der Seele findet, die man bilden will, man auch jemehr Blumen und Unkraut in derselben entdeckt. Ist indeß der Saame der Wissenschaft einmal gestreut, dann hat man auch um so kräftigeren Früchten entgegen zu sehen.

Im Norden giebt sich der Geist dagegen weit leichter wie im Süden dem Nachdenken hin und die Kunst, sich zu

*) Im Jahre 1810.

ſammeln iſt dort gleichſam natürlich; aber in den Regionen des Schnees hat der Geiſt nicht wie im Süden, jene Kraft, die ihn mit einem Schwung auf die Höhe der Ideen bringt; hier muß Methode, Zeit und Anſtrengung erſetzen, was die Natur verſagte. In weiterer Betrachtung findet man Gleichheit zwiſchen den Hervorbringungen der beiden Himmelsſtriche, aber im Süden ſtrengen ſich die Kräfte an, die zu nichts führenden Gedanken zu entfernen und im Norden, eine Idee zu verfolgen. Im Süden muß man ohne Unterlaß die üppigen Zweige des Gedankenbaumes beſchneiden, im Norden dagegen durch Anbau ſeinen Trieb zu vermehren ſuchen.

Man wird einſehen, daß ich hier nur von den Wiſſenſchaften ſpreche, denn was die ſchönen Künſte betrifft, ſo hört hier alle Gleichſtellung auf und die Sonne äußert hierbei ſo offenbar ihre Rechte, daß die Künſtler des Nordens zu allen Zeiten das Bedürfniß fühlten, ein milderes Clima aufzuſuchen. Alle diejenigen, welche ſich noch in der Laufbahn der ſchönen Künſte auszeichneten, haben ſich unter Italiens Himmel gebildet, oder mindeſtens wie durch einen geheimen Inſtinct, die Sehnſucht darnach gefühlt.

Wenn man erſt beſſer wie bisher den Unterſchied wird kennen gelernt haben, der zwiſchen der Fähigkeit zu Denken und der zu Fühlen liegt, dann wird man ſehen, wie viel es für einen Künſtler auf ſich hat, in einem Lande zu leben, in welchem die Einbildungskraft vorwaltet.

In Frankreich vernünftelt man, wenn es erlaubt iſt, ſich dieſes Ausdruckes zu bedienen, weit beſſer über die ſchönen Künſte als man ſie fühlt. In Italien iſt es dagegen umgekehrt. In Paris wird man beinahe zu dem Modegeſchmack gezwungen, und durch Raiſonnements über das,

was sich eigentlich nur fühlen läßt, beunruhigt. Alles dieses schadet aber dem künstlerischen Genie, das, wie die Crystallisation des Diamanten, die durch die geringste Bewegung unterbrochen wird, Ruhe und Stille verlangt. Man sehe nur in Rom das einsame Seyn des Künstlers; er lebt da so eingeschlossen in seinem Studio, daß man ihn für einen heiligen Eremiten halten kann. Seine Fenster, geschlossen nach dem Erdgeschoß hin, lassen ihm nur die Aussicht nach einem fast immer reinen Himmel, der sich nur zuweilen mit bald glänzenden, bald stürmischen Wolken bedeckt. Der Apollo von Belvedere, der Laokoon, die Mediceische Venus, dies sind die einzigen Gestalten, auf welchen sein Blick ruht; einige Dichter sein Studium; kaum weiß er noch, in welchem Jahrhundert er lebt.

»Quid Tridatēn terreat unice securus.«

Wenn er ausgeht, so wandelt er unter den Ruinen des alten Roms; unter den geliebten Schatten, mit welchen er allein lebt. Sucht er sich einige Zerstreuung? Er begiebt sich zu den Heiligen des Tages; hier, in einem prachtvollen Tempel, umringt von den schönsten Frauen, hört er die Musik der Engel *). Will er vielleicht in die Versammlung der Götter des Olymps, so läßt er sich eine jener Gallerien aufschließen, wo die Meisterwerke der Kunst aller Jahrhunderte seinen Blicken erscheinen. Es herrscht in der heiligen Stadt eine solche Unbekümmertheit um Alles was nur ein gesellschaftliches Interesse hat, das man in Mitten von

*) Es gab sonst (und auch jetzt wieder) in Rom fast alle Tage einen besondern Festtag für einen besondern Heiligen in irgend einer der 360 Kirchen dieser Stadt. Eine zauberische Musik ertönte da und die schönsten Frauen fand man hier vereinigt.

Tausenden die Reize einer Unabhängigkeit genießt, die man umsonst in einer Wüste suchen würde. Man kann daselbst, ohne sich gedrückt zu fühlen, in der größten Armuth leben, und ich erinnere mich einen Künstler gekannt zu haben, der mit dreißig Thalern in der Tasche nach Rom ging und daselbst, Gott weiß es, wie? drei Jahre zubrachte. Nach seiner Rückkehr in sein Vaterland verdiente er viel Geld: »Ich schäme mich,« sagte er mir; »mein Talent erlischt, indem ich schlechte Arbeiten mache. Wäre ich nicht verheirathet, so würde ich wieder nach Rom gehen und mir dort die Einsamkeit und die Armuth meiner Jugend wieder suchen.« Indem ich eines Tages mit einem Künstler spazieren ging, der in Begriff stand, Rom zu verlassen, sah ich ihn weinen, als er von der Höhe von Aqua-Pauli, den Ort noch einmal betrachtete, den er nun nicht mehr sehen sollte.

In Paris bringt ein Künstler sein Leben damit hin, zu hören wie man über seine Kunst discutirt; in Rom lebt er nur, um zu sehen und zu fühlen. In Paris hilft selbst der Ehrgeiz das Talent ertödten, indem es dasselbe den launenhaften Aussprüchen der falschen Kenner unterwirft; in Rom beschränkt sich dagegen der Ehrgeiz des Künstlers darauf, daß er sucht sich selbst zu übertreffen. Auch das Talent hat seine Basis auf den Gesinnungen; je reiner diese sind, je vollkommener wird jenes seyn; es verdirbt durch den Zutritt einer ihm fremdartigen Empfindung.

Um die Künste zu beschützen, bedarf es nichts als Hinwegräumung der Hindernisse, die sich ihrer Ausübung entgegenstellen; aber dies liegt, oft beim besten Willen der Könige, außer ihrer Macht. Ein düsterer Himmel, dieser oder jener Grad von Frost, dieser oder jener Character der Men-

schen mit denen man leben muß, sind unübersteigliche Schranken. Ein Künstler müßte eigentlich nichts sehen, nichts fühlen, wie das Schöne, nichts denken als das Große, keine andern Genüsse haben als die, welche seinem Talent zur Erhebung dienen und dies ist gerade das, was man einst in Rom vereint fand, und vielleicht noch findet.

Zwölftes Kapitel.

Literatur und Kritik.

Nicht ohne Ueberraschung findet man unter den gelehrten und kritischen Werken der Südländer mehr Mittelgut wie unter denen der nördlichen Völker. Die Italiener z. B. haben unzählbare Bände über die Alterthümer zusammengeschrieben, die sie unter ihren Augen haben, und darum doch nicht viel Belehrendes zu Tage gefördert *). Mit einigen schwachen Raisonnements und vielen Citaten, verstehen die Italienischen Antiquare die Kunst, lange Dissertationen auszuarbeiten, die nichts beweisen. Im Süden Europa's ist es die Leichtigkeit etwas schaffen zu können, welche so viele mittelmäßige Werke hervor bringt. Die allzubequeme Gelegenheit, sprechen und schreiben zu können, ist für die lebhafte Einbildungskraft unter jedem Himmelsstrich eine Klippe und gewiß ist, daß, jemehr man Ideen hat, jemehr Fleiß es bedarf, sie werthvoll zu machen. Indem ich aus dem Süden

---

*) Als ich dies schrieb kannte ich Visconkis Werke noch nicht, der der erste italienische Antiquar von Geist ist den ich gefunden habe. Die mittelmäßigen südlichen Schriftsteller haben das eigene Unglück, sich gleichsam in ihren Worten zu ersäufen.

nach Frankreich zurückkehrte, sah ich zu Avignon einige Windmühlen, die aus Nachlässigkeit ihrer Besitzer leer gingen. Das ist, rief ich mir zu, das Bild des Geistes im Süden, wenn nicht vieler Fleiß die aus seinem Reichthum und seiner Lebhaftigkeit entspringenden Fehler, verbessert. Gelehrte, welche zu schnell mit ihren Werken hervortreten, gleichen diesen Windmühlen, die sich ohne Resultat abnutzen. Eine Masse übelgeordneten Wissens und die natürliche Leichtigkeit, eine Menge Ideen und Worte aufzufinden, veranlassen oft diejenigen, schlechte Werke zu schreiben, welche mit mehr Fleiß, gute geschrieben haben würden.

Weniger Beweglichkeit der Einbildungskraft und größere Gewohnheit nachzudenken, geben den Gelehrten des Nordens mehr Gehalt; dagegen aber laufen sie oft Gefahr, in Systemsucht zu verfallen, denn derselbe Anlaß welcher die Italiener zuweilen dahin bringt, zu schreiben ohne zu denken, macht daß die Deutschen sich oft ganz und ausschließend in eine Idee festklemmen, die sie gern »eine allgemeine,« und die Franzosen, »Meinung des Tages,« nennen.

Eine Art von Werken, die den Italienern gar nicht gelingt, sind die Journale. Hier wird die Leichtigkeit sich mittheilen zu können, für die lebhaften und ungeduldigen Köpfe doppelt zur Klippe.

In der Regel wird der Nordländer immer richtiger urtheilen wie der Südländer *). Wenn aber diese Ueberle-

*) Jedes Resultat einer Vergleichung kann ein Urtheil genannt werden. Der Vorzug, welchen ich einer Farbe über die andere gebe, ist, wenn dieser Vorzug die Folge einer Vergleichung ist, ein Urtheil. Aber dies macht den groſsen Unterschied zwischen Urtheilen welche das Gefühl, und Urtheilen welche der

genheit nur aus Mangel an Einbildungskraft entspringt, so kann sie nothwendig auch nur ein sehr begrenztes Feld haben, und Personen dieser Art werden daher sehr leicht rein abgeschmackt, wenn sie aus dem engen Cirkel ihrer Ideen heraustreten. Wie viele Männer von einer gerühmten Urtheilsgabe sah man nicht in diesen Zeiten des Umsturzes, blos dadurch die ärgsten Mißgriffe begehen, daß sie den Kreis ihrer täglichen Ideen verließen! *)

Verstand giebt, daß die ersteren stets das Ergebniß einer Vergleichung, nicht zwischen den Objecten, welche man beurtheilt, sondern den angenehmen oder unangenehmen Empfindungen sind, welche die Gegenstände auf den Urtheiler hervorbringen. Ich liebe z. B. diese Farbe mehr wie eine andere, blos darum, weil sie mir mehr gefällt. Hieraus entspringt denn, als nothwendige Folge, auch die Veränderlichkeit welche man mit Unrecht dem stets durch die Eindrücke der Gegenstände, und nicht durch die Gegenstände selbst, in seinen Aussprüchen sich bestimmenden Gefühle, macht.

Die Urtheile, welche der Verstand fällt gehen im Gegentheile aus einer Vergleichung zwischen den Sachen selbst welche man einander gegenüber stellt, hervor. Wenn ich sage, daß der Winkel A. größer ist als der Winkel B., so ist dieser Ausspruch das Resultat der Vergleichung der Begriffe (von den Winkeln) selbst, und nicht das der Empfindungen welche diese Begriffe in mir erregen, woraus dann wieder auf dieser Seite als nothwendige Folge, die Unwandelbarkeit der durch den Verstand gefällten Urtheile hervorgeht, die eben so unwandelbar sind wie die Sachen selbst. Was indeß einige Dunkelheit in diese Materie bringt, ist, daß wir in den durch die Gefühle gefällten Urtheilen, dem Objecte leicht das selbst zuschreiben, was wir nur dem Eindrucke zuschreiben sollten den es auf uns macht. Man sollte daher niemals sagen: diese Farbe ist schöner, sondern nur: sie gefällt mir besser als alle anderen, die ich damit verglichen habe. (S. weiteres hierüber, in meinen: Etudes de l'homme).

*) Diese Bemerkung bestätigte sich ganz besonders während der französischen Revolution. Wer hörte da nicht viele, sonst sehr

Aus alle dem ſieht man, daß die gute Kritik eine Frucht iſt welche weit eher im Norden wie im Süden reift; vermöchten es indeß die Südländer über ſich zu gewinnen, ihren Talenten die Cultur zu geben welche dieſelben verlangen, dann würden wir ſehr bald unter ihnen die Quintiliane und Longins wieder entſtehen ſehen, denen die Nordländer noch niemals gleich kamen.

Der Anbau des Geiſtes dient nicht allein dazu die Anzahl und den Reichthum der Ideen zu vermehren, ſondern auch gleichſam das Inſtrument des Gedankens zu vervollkommnen. Wenn unſere Fähigkeiten ſich nur theilweiſe und wie zufällig entwickeln, ſo müſſen nothwendig Mängel für den Geiſt und für den Character daraus entſpringen. Nur indem man ſie viel, mit Methode und in ihrem Ganzen übt, vermögen ſie ſich wechſelſeitig zu heben.

Die harmoniſche Entwickelung unſerer Geiſtesfähigkeiten die auf den erſten Blick nur dem Geiſte nützlich zu ſeyn ſcheint, trägt auch außerdem noch zu dem Frieden der Seele bei, der allein das wahre Glück begründet. Eine unregelmäßige Einbildungskraft ermüdet und verwirrt den Menſchen den ſie beherrſcht; eine dem Geiſt oft nur zu gewöhnliche Selbſtgenügſamkeit, macht ihn dagegen trocken und dürr und läßt ihm, ſo zu ſagen, die Fähigkeit, das Glück zu empfinden, verlieren.

---

wackere Beamte, Unſinn über die öffentlichen Angelegenheiten hervorbringen, ſo oft ſie aus dem gewohnten Kreiſe ihrer täglichen Ideen heraustraten? Daſſelbe ſah man bei den Armeen, wo alte, routinirte Generale fortwährend von Führern geſchlagen wurden, die zwar keine Erfahrung, aber dafür Geiſt hatten.

Ueberall ſcheint die Natur nach einer allgemeinen Harmonie zu ſtreben, was ſich dagegen nur theilweiſe entwickelt, iſt immer mehr oder minder unvollkommen; indem aber die vollkommene Entwickelung des Geiſtes, das Herz zu ihm hinaufhebt, bringt ſie jene großen Character hervor, die wir in der Geſchichte bewundern. Der durch ſeinen Geiſt wahrhaft überlegene Menſch wird auch der wahre Mann des Staates ſeyn, und eben ſo auch ein glücklicher Menſch, denn die Tugenden, die nur eine durch die andere ſcheinen beſtehen zu können, machen eben ſo das Glück deſſen, der ſie beſitzt, wie die Fehler, welche ſcheinbar mit ihren Wirkungen ſich außerhalb uns ſelbſt verlieren, uns immer doch wieder an irgend einer verwundbaren Stelle treffen.

Uebrigens eignen ſich dieſe Wahrheiten für die Menſchen aller Himmelsſtriche; für die lebhaften Geiſter, um ſich ſelbſt zu mißtrauen, für die andern, um Alles nur von der Arbeit, der Methode und jenen Muth zu hoffen, der uns erlaubt auf uns ſelbſt zu rechnen.

Dreizehntes Kapitel.

Empfindlichkeit.

Während eines Drittheils des Jahres leben die Bewohner nördlicher Gegenden eingeſchloſſen in ihren Häuſern im Kreiſe ihrer Familien. Hieraus erklärt ſich der etwas träumeriſche Character aller germaniſchen Völker; hieraus ihr Geſchmack für Metaphyſik, für myſtiſches Sectenweſen und ſpeculative Wiſſenſchaften. Eben ſo iſt dies die Quelle ihrer, für denjenigen, der dies kennen zu lernen und zu würdigen

versteht, sanften und wohlwollenden Geselligkeit. Die Uebereinstimmung ihrer Gewohnheiten, eine nur geringe Weltbildung, und der eben so geringe gesellschaftliche Verkehr, verbunden mit der Achtung welche sie vor den Rang und den Gesetzen haben, macht sie zu Formalisten und giebt ihnen den Fehler der alle Völker germanischer Abkunft characterisirt, den nehmlich, einer reizbaren Verwundbarkeit die an Allem Anstoß nimmt, was nicht nach den einmal gegebenen Formen und Gebräuchen ist.

Diese Verwundbarkeit oder Empfindlichkeit, wenn man lieber will, ist ein Fehler den man in Frankreich wenig, in Italien noch weniger kennt. Leidenschaftliche Seelen, wie die der Italiener, sind zwar leicht zu erzürnen, aber nicht empfindlich. Ein sehr lebhaftes Gefühl ist viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt als daß es sich sonderlich um die Meinung Anderer zu bekümmern vermöchte, und die Franzosen werden hauptsächlich durch ihre natürliche Heiterkeit, ihre gesellige Geschliffenheit und die gute Meinung, welche sie von sich selbst hegen, vor diesem Fehler bewahrt, während die Engländer zuweilen der Stolz ihres Characters dafür schützt *).

*) Von dieser Regel muß man einen Haufen englischer Frauen von geringem Stande ausschließen, die im Auslande gern eine höchst lächerliche aristocratische Reizbarkeit zur Schau legen. Statt anzunehmen, daß diejenigen welche sie in den Gesellschaften finden in welche man sie aufnimmt, wohl dahin gehören, setzen sie im Gegentheil gern voraus, daß Personen welche ihnen nicht ganz besonders vorgestellt wurden, die Ehre ihres Gespräches nicht verdienen. Diese Thörinnen verdoppeln dann noch oft dies kindische Benehmen gegen ihre eigenen Landsleute, die sie sich das Ansehn geben zu verachten, um dadurch anzuzeigen daß sie selbst von einem weit höheren Range sind, während doch in England gerade die Personen der höheren Stände sich besonders

Die Deutschen, weniger leidenschaftlich als die Italiener, weniger stolz als die Engländer und weniger gesellig gebildet als die Franzosen, sind besonders diesem Fehler unterworfen und ein Wort, ein Scherz, der vielleicht im ersten Augenblick nicht verstanden ward, wird gern von ihnen, gleichsam überlegend, wiedergekäut. Ein solches aus dem augenblicklichen Bezug der ihm seine Stelle gab, herausgerissenes Wort, verändert sich aber indem man es isolirt. Ein Wort das dem Gefühle des Augenbicks seine Entstehung verdankt, darf nicht vor das Tribunal der Ueberlegung gezogen werden, weil es da nicht verstanden werden kann, indem sich die Empfindungen nicht immer füglich in Gedanken übersetzen, oder genau erwägen lassen. Man kann über die äußeren Beziehungen der inneren Bewegungen und Empfindungen raisonniren, aber ihren wahren Werth vermag man nur zu würdigen wenn man sie selbst theilt.

Die Empfindlichkeit der Deutschen ist durch das Sprichwort: »querelle d'Allemand« verewigt. Man hat in Frankreich keinen Begriff davon wie sehr das gesellschaftliche Leben hierdurch getrübt und alle leichte Fröhlichkeit bedenklich gemacht wird. Dieser Fehler ist indeß in großen Städten sehr selten.

Das Gegengewicht gegen denselben findet sich in der Erfassung irgend eines erhebenden Gefühles. Nie gedachte ich noch ohne Bewunderung an die erhabene Ruhe der nach Tarent geschickten römischen Gesandten, welche gröblich be-

---

durch ihre Geschliffenheit und ihr artiges Benehmen vor den Andern auszeichnen.

leidigt *) durch einen zugleich leichtsinnigen und barbarischen Pöbel, vor dem im Theater versammelten Volke erschienen, um sich ihrer Aufträge zu entledigen, ohne dabei auch nur mit einer Sylbe der unwürdigen Behandlung zu erwähnen die sie so eben auf den Straßen erduldet hatten.

Vorzüglich in den deutschen Städten in welchen man einen verdorbenen Jargon, d. h. eine ungebildete, niemals geschriebene, Sprache spricht, wird fast jeder Scherz unmöglich; und da der Scherz häufig nichts wie der Ausdruck der Fröhlichkeit des Geistes ist, so kann diese feine Fröhlichkeit bei Menschen nicht aufkommen, die weder das, was sie sagen, noch was sie hören, gehörig zu verstehen scheinen.

Die Empfindlichkeit ist ferner eine der Ursachen der Klatschereien durch welche kleine Städte, wo die Anmaßungen oft eben so zahllos sind, wie der Sinn den man den Worten unterschiebt, gleichsam veröden. An einem Orte wo man aus Mangel an Kenntniß seiner eigenen Sprache niemals recht genau weiß, weder was man selbst sagt, noch was Andere meinten, muß sich die Eigenliebe eben so leicht erhitzen, wie dies bei Trunkenen geschieht wenn sie zusammen kommen.

---

*) Legati a Senatu, Tarentum ad res repetendas, missi, cum gravissimas ibi injurias accepissent, unus etiam urina respersus esset, in theatrum, (ut est consuetudo Graeciae) introducti, legationem, quibus acceperunt verbis, peragerunt. De his, quae passi erant, quaesti non sunt, ne quid ultra ac mandatum erat, loquerentur. (Valerius Maximus lib. II.)

Vierzehntes Kapitel.

Abschweifung über die ungebildeten Mundarten.

Man erlaube mir hier eine Abschweifung über die Mängel welche daraus entstehen, wenn man das Studium der cultivirten Sprache vernachlässigt. Es ist sehr traurig daß der deutsche Theil der Schweiz, wo man nur einen Schritt thun dürfte um eine gute Sprache zu sprechen, gerade derjenige ist wo man die allerschlechteste redet. Jetzt sind es ohngefähr hundert Jahre her daß die französische Schweiz anfing ihrem Patois zu entsagen; wie es zugeht daß die italienische Schweiz, die vielleicht damals weniger wissenschaftlich gebildet war wie die deutsche, dennoch eine bessere Sprache hat als ihre Nachbaren in Piemont und im Mailändischen, vermag ich nicht zu sagen.

Der Jargon in einigen Städten der deutschen Schweiz hat im gewöhnlichen Leben mitunter so schmutzige Ausdrükke, daß ich den liebenswürdigen Dichter Matthisson erröthen sah indem er dergleichen von den züchtigsten Lippen vernahm. Der Accent in der aufgeklärtesten Stadt der deutschen Schweiz (in Zürich) ist so schwerfällig und übeltönend, das Ohr des Fremden wird dadurch dermaßen verwundet, daß man einige Zeit braucht um dahinter zu kommen welche Ideen durch diese Töne ausgedrückt werden sollen, und oft sind es sehr ausgezeichnete Ideen.

Der Fremde wird Mühe haben zu glauben daß in den mehrsten Städten der deutschen Schweiz eigentlich drei Sprachen neben einander im Gange sind: Französisch, das Deutsch des Landvolks vermischt mit gutem Deutsch wie

man es in den Rathsversammlungen spricht, und endlich die völlige Bauersprache. Aus diesen drei zerstückelten Sprachen ist nun wieder eine vierte entstanden so ungefähr wie die lingua franca, die man auf den Küsten von Afrika und in der Levante redet, aus den Sprachen der Länder entsprungen ist welche das Mittelmeer bespült.

Aber weil man in der deutschen Schweiz zwei Sprachen zugleich sprechen muß, reines Deutsch und die ungebildete Mundart nehmlich, so giebt dies doch noch keinen Grund dazu her daß man keine der beiden ordentlich lernt, und weil man sie beide schlecht spricht, so sollte man sich deswegen nicht für berechtigt halten auch die dritte, das Französische, zu vernachlässigen das man alle Tage bedarf. Und dennoch geschieht dies häufig.

Eine der ersten Regeln bei der Ausbildung ist, das gut zu lernen was man gezwungen ist einst zu thun und, da Sprechen die nothwendigste und am öftersten vorkommende Sache im Leben ist, so sollte man seinen ganzen Fleiß darauf verwenden seine Sprache gut zu lernen.

Mittelmäßige Köpfe und alle überhaupt geschmack- und kenntnißleere Menschen, machen sich von der Kunst gut zu sprechen ungefähr die Idee wie von einer Putzsache und sind sehr geneigt diesen Putz lächerlich zu finden wenn er nicht gerade in ihrer Gegend gebräuchlich ist. Sie vergessen daß die Sprache nicht ein Putz, sondern gleichsam eine Kleidung für die Seele ist welche dieselbe auf allen Punkten berührt. Wer wird nun wohl gern mit schmutzigen und widerlichen Lumpen behangen seyn? Und wenn es schon unangenehm ist mit Lumpen bedeckt zu seyn, die doch nur den Körper berühren, wie viel mehr Wichtigkeit hat die Rede,

welche der Seele so nahe angeht, daß einige neuere Philosophen sie sogar mit dieser selbst verwechselten, für jedes Wesen, das es liebt richtig zu denken und zu empfinden!

Man vergesse doch nicht, daß Personen, denen ihre Sprache in ihrer ganzen Fülle und Schönheit bekannt ist, weit öfter unbewußt als mit dem Vorsatze schön sprechen zu wollen, Ausdrücke und Wendungen gebrauchen die, wie dies z. B. mit den Briefen der Frau von Sevigné und den Fabeln Lafontaines der Fall ist, ihren Werken weit gewisser die Unsterblichkeit sichern, als Werke dieselbe erlangen die mit großen Anmaßungen auftreten.

In der That, es ist schwer zu begreifen wie die oft mit so vielen Reizen begabten schweizerischen Frauen Musik treiben können, ohne vorher die mißtönenden Laute ihrer Sprache gereinigt zu haben. Um dies zu können, darf man aber freilich die Mühe nicht scheuen, seine Mundart zu studieren, damit man eine richtige Unterscheidungslinie zwischen der Aussprache der zwei verschiedenen deutschen Sprachen bekäme.

Ich halte alle alte Mundarten werth *) und wünschte wohl die meiner Vorfahren zu kennen; aber eine Sprache lernen, heißt sich damit beschäftigen. Ein geistreicher Mann

---

*) Man weiß, daß die Patois, oder Volksmundarten, nichts anders sind als die alterthümlichen Sprachen, die auf dem Punkte stehen blieben, wo die Civilisation stationär wurde. Der Gebrauch der französischen Sprache bei den höheren Ständen in Deutschland hat jedenfalls die Fortschritte der deutschen Sprache gehemmt. Man warf sich bei vorrückender Civilisation, auf die französische Sprache, wie wir dies z. B. von Friedrich dem Großen gesehen haben, wodurch natürlich die Landessprache in ihren Fortschritten zurückgesetzt wurde.

gab ohnlängst eine Sammlung von Dichtungen heraus, die im Bernischen Deutsch geschrieben waren und so viel ich weiß, ist dies das erste Buch das in diesem Idiome erschien. In den Rathsversammlungen der deutschen Schweiz spricht man die gemeine Mundart des Landes; es würde daher wohl der Mühe lohnen, diese Sprache kennen zu lernen und ich zweifle nicht, daß die Fertigkeit sie gut sprechen zu können, mehr Vortheile und Ueberlegenheit im Rathe gewähren dürfte, als man gewöhnlich glaubt. In den von Frickhart wiedergegebenen Reden *) sieht man was aus dieser Sprache, wenn sie ein wenig geordnet wird, in dem Munde der Berner werden kann.

Es sind jetzt ungefähr funfzig Jahre her, da hörte ich in der Schweiz den schönen Grundsatz aufstellen, daß die Erlernung von einem bischen Latein die Erlernung der Muttersprache sehr erleichtere und gestützt auf diese saubere Behauptung, begnügte man sich nun das Lateinische ebenfalls unter dem Vorwande schlecht zu lernen, daß das Bischen welches man verstände, ja doch bei der Muttersprache helfe, um deren directe Erlernung sich übrigens kein Mensch be-

*) Ich weiß nicht ob die republicanische Form, weit entfernt die Sprache, welche man eben redet, zu vervollkommnen, nicht vielmehr ein Hinderniß für die Entwickelung derselben ist. Wer in den Rathsversammlungen von Bern (und eben so auch einst in denen von Venedig und Genua) die reine Sprache der Bücher sprechen wollte, würde sich entweder lächerlich machen oder nicht verstanden werden. Die republicanische Form ist der Entwickelung des Nationalgeistes günstig, was immer ein großes, beachtenswerthes Gut ist; aber, indem sie den Menschen welcher denkt, zwingt sich in der Sprache desjenigen auszudrücken, welcher nicht denkt, hemmt sie den natürlichen Fortschritt der Sprache.

kümmerte. Dies that man und dennoch empfehlen dieselben Römer welche man ohne Unterlaß studiert, fortwährend den Satz in ihren besten Werken: »Lerne deine Sprache.« So sind es denn zwei Jahrhunderte her daß die Schweizer mit den Lateinern leben ohne bis jetzt begriffen zu haben, daß Ciceros und Quintilians Lehren, den Deutschen zugerufen, nichts anders heißen als: »Lerne Deutsch.«

Durch die Sprache lernt man denken; vorzüglich, seine Gedanken ordnen. Ohne eine gute Sprache wird das was man Witz nennt, ermüdend und geschmacklos und das Gefühl selbst würde auf die Länge langweilen, wenn es ihm nicht zuweilen gelänge sich eine eigene Sprache zu schaffen die immer gut ist, wenn sie aus dem Herzen kömmt. Man übertrage nur einmal die Briefe der Frau von Sevigne in ein schlechtes Französisch und man wird dann sehen, wie schnell der unaufhörlich wiederholte Ausdruck der Zärtlichkeit der Verfasserin für ihre Tochter ermüdet, während daß er in der Sprache dieser einzigen Frau, immer neu erscheint.

Das Erfreuliche des Witzes geht ohne eine gute Sprache gänzlich für die Gesellschaft verloren. In der gewöhnlichen Unterhaltung nähern sich die Menschen einander nur durch die Schattirungen der Empfindungen die man unmöglich in einer ungebildeten und unförmlichen Sprache auszudrücken vermag, und das rechte Wort, das sein ganzes Verdienst in der Minute hat wo es hingehört, fehlt denen stets welche ihre Sprache nicht gehörig kennen. Jede Erzählung, auch die beste, wird unerträglich in dem Munde eines Menschen welcher schlecht spricht und eben so wenig vermag sich der feine Scherz, der sehr häufig nur auf einer Anspielung

der Ideen oder Gefühle beruht und ganz von der Art abhängt wie er ausgedrückt wird, unter dem groben Pinsel einer unausgebildeten Sprache zu erhalten. Aus der Unmöglichkeit die Fröhlichkeit durch das Wort auszudrücken, sind das plumpe Gelächter und die fratzenhaften Pantomimen entstanden die man bei dem gemeinen Volke sieht wenn es fröhlich ist.

Durch eine gebildete Sprache nimmt ein Volk Theil an den Fortschritten der Aufklärung. Man sehe die Bewunderung welche alle Jahrhunderte und alle gebildete Völker, den Athenicnsern zollten, eine Bewunderung, die man heutzutage noch selbst dem Boden weiht der sie einst trug. Als Athen seine Freiheit verlor, beschützte es der Glanz seines Namens noch und das Andenken an seinen Ruhm schien es in seiner Erniedrigung noch aufzurichten; und alle diese Vortheile verdankt Athen seiner gebildeten Sprache. —

Ich weiß recht gut daß man in den Schulen der mehrsten Städte der deutschen Schweiz einigen Unterricht in der deutschen Sprache giebt, dies ist jedoch nicht hinreichend. So lange die Mütter die Sprache selbst nicht kennen welche die Kinder einst sprechen sollen, wird die deutsche Sprache für die Schweizer immer eine todte bleiben. Ein deutsches Theater dürfte vielleicht ein gutes Mittel zur Begründung einer bessern Sprache werden.

In der Kunst eine Sprache zu lehren, ist eine Beobachtung von Wichtigkeit. Wenn man eine fremde Sprache lernt, nimmt der Gedanke nie seinen Weg direct zu der fremden Sprache, sondern er geht erst durch das Medium der uns bekannten in diese über, also daß das, was man in einer fremden Sprache sagt oder schreibt, immer erst von uns

aus der Mutterſprache überſetzt wird. Dies iſt eine Handlung die wir ohne daran zu denken thun, und zugleich der Grund, warum unſere Fehler gegen den guten Ausdruck in einer fremden Sprache, immer das Gepräge der Eigenthümlichkeit der uns eignen Sprache an ſich tragen.

Um aus ſeiner ungebildeten Mundart zu der polirten Sprache überzugehen, muß man vor Allem die Grundzüge der Beziehungen kennen welche zwiſchen den beiden Sprachen herrſchen, Beziehungen, die ſchon dadurch ſchwer zu beſtimmen ſind, weil die beiden Sprachen einander gleichen. Je mehr man aber die Verſchiedenheit der beiden Sprachen in's Licht ſetzt, je genauer wird man auch ihre Unterſcheidungslinie zu beſtimmen vermögen und je leichter wird dann das Studium der einen wie der andern werden. Wenn man aber zu dem Studium der gebildeten Sprache übergeht ohne vorher die Regeln ſeines eignen Idioms kennen gelernt zu haben, wird man ſich immer auf dieſem Wege, verführt durch ſeine Mundart, dazu veranlaßt finden, Fehler gegen die Reinheit der Sprache zu begehen, während daß, wenn man den Unterſchied der beiden Sprachen vollſtändig kennt, die Idiotismen vermieden werden.

Dieſe Regel iſt übrigens für einen jeden gültig welcher ſich von ſeinen Provinzialismus losmachen will, denn immer nur durch die Kenntniß des eignen Idioms gelangt man zu der Kenntniß der gebildeten Sprache. Lernt man dieſe Verſchiedenheiten nach Grundregeln, ſo findet man daß ſie weit geringer ſind als man gewöhnlich glaubt und die Methode welche ich vorſchlage, würde zugleich zwei Vortheile gewähren, den nehmlich, die Erlernung der ausgebildeten Sprache zu erleichtern, und den, daß durch eine gründliche

Kenntniß der Volkssprache die Büchersprache bereichert wird, die immer ihre Wurzeln in dem Idiome hat aus welchem sie entsprungen ist. Und dann, ist es nicht auch gut zu wissen was man sagt, selbst wenn man das Volksidiom redet?

Eine solche Methode würde auch dazu dienen, eine gute Aussprache zu verschaffen und man würde dann, nachdem man gelernt hat die Töne auf ihre Elemente zurückzuführen und nachdem man sie unter einander classificirt und unterschieden, aufhören den Accent ungebildeter Jahrhunderte mit dem gebildeter zu vermengen.

Die Kenntniß der gebildeten Sprache erhebt den denkenden Mann auf die Höhe der Nation selbst welche diese Sprache ausgebildet hat. Das Gutsprechen setzt die Gewohnheit der Aufmerksamkeit auf sich selbst voraus, die sich dann auf den Gedanken wieder überträgt; und noch mehr, der Geschmack an den Büchern kann in einem Volke nicht groß seyn, wenn er demselben nicht das Verlangen einflößt selbst zu schreiben, und wenn die Mittel dazu noch nicht vorhanden wären, so dürfte leicht der Geschmack an dem Wissen entweder nicht wachsen oder doch bald wieder verlöschen.

Ich kenne wenige Länder wo man mehr natürliches Talent im Allgemeinen findet als in der Schweiz und vorzüglich in Bern, und sicher würden die Schweizer sich sehr bald ihren Lehrern gleich zu stellen vermögen, wenn sie ihr Deutsch ausbilden wollten. Indem sie dabei nichts zu lernen glaubten als die Sprache, würden sie den schönsten Gewinn davon tragen, den nehmlich, ihre eigenen Talente und ihren Geist kennen zu lernen, die beide jetzt durch den Mangel an einer ausgebildeten Sprache, verloren gehen.

Funfzehntes Kapitel.

Liebe.

Man erstaunt wenn man sieht, wie sehr die Liebe in den südlichen Ländern selbst denjenigen Personen Geist verleiht, welche sonst am mehrsten dessen entbehren. Eine Italienerin welche liebt, ist unerschöpflich an Gefühlen die immer dem einen Gefühle untergeordnet sind, das sie eben beherrscht. Ihre mit einer bewundernswerthen Schnelle aufeinanderfolgenden Ideen bringen gleichsam ein glänzendes und mannigfaltiges Geistesfeuer hervor, das keine andere Nahrung wie das Herz selbst hat; hat diese Person aber wieder aufgehört zu lieben, dann gleicht ihr Geist den Schlakken der Lava, die nun ausgebrannt, den Tag vorher noch Flammen sprühten *)

Im Süden spricht die Liebe zu den Sinnen und wird dadurch zuweilen unbeständig; im Norden dagegen macht sie zur Schwärmerei geneigt und bestimmt hierdurch oft das Geschick eines ganzen Lebens. Bei Personen dieser Art tritt die Sinnlichkeit erst hervor, wenn die Vernunft übertäubt ist, und nur allmählig geschieht es daß dieselbe der geheimnißvollen und unfehlbaren Herrschaft weicht, welche die Empfindung über die Ideen ausübt. Das Erkennen dessen was der Verstand gebeut, bleibt dabei immmer stehen, aber die Anwendung findet nicht mehr statt, und hieraus erklären sich denn alle die schönen Raisonnements welche man zu ma-

*) Das Herz findet seine Nahrung im Geiste; es erschöpft sich beim Mangel der Ideen, und man darf wohl sagen, daß es keine dauernde Liebe für leere Seelen geben kann.

chen pflegt wenn man liebt und deren Resultat stets darin besteht, daß man zuletzt doch dem innern Triebe folgt. Dies veranlaßt auch jenen Haufen von deutschen, französischen und englischen Romanen, in denen Liebe und Moral immer die Hauptrolle spielen, während man in Italien von alle dem nichts weiß. Ich spreche hier nicht von den Ritterromanen, in welchem die Liebe nur eine untergeordnete Stelle einnehmen soll, aber man sehe z. B. die Romane deren Stoffe das Leben der Griechen schildern, und vergleiche sie mit Rousseaus Heloise, und man wird dann den Unterschied zwischen beiden Gattungen deutlicher wie ich es hier auseinander zu setzen vermag wahrnehmen. Will man jedoch vielleicht einen noch treffenderen Gegensatz, so halte man Gesner und Theocrit zusammen. Man sehe wie bei der jungen Syrakuserin die Liebe alle Sinne plötzlich entzündet, während daß der Geliebten des ersten Schiffers von Gesner, erst das Gefühl derselben durch Inductionen und Schlüsse, gezogen aus der Geschichte der Vögel, klar wird. Im Süden ergreift die Liebe den Menschen ganz und auf einmal wie der Blitz ihn berührt, und wie der Blitz in einer Gewitternacht den ganzen, dunklen Himmel erhellt, so erhellt auch dort die Liebe den Geist des Menschen. Wenn dagegen im Norden die Liebe zu ihrem Ausbruch kommen soll, so muß sie sich immer erst durch einen Haufen von Raisennements den Weg zu den Sinnen bahnen. Bei diesen schwärmerischen Seelen kann die zarte Blume des Vergnügens nur im Schatten des Gedankens sich entfalten.

Aus der Vereinigung der Liebe mit der Eitelkeit ist die Koketterie entstanden. Diese selltsame Zusammensetzung findet man in ihrer Vollkommenheit nur in Frankreich, wo

die große Geselligkeit das Verlangen, durch alle Mittel welche Auszeichnung verschaffen, zu gefallen, hervorbringt. Die Italienerinnen lieben zu heftig um mit dem Gefühl der Liebe noch ein anderes verbinden zu können; die Engländerinnen sind zu stolz um andere gleichsam erst darnach zu fragen was sie von sich zu halten haben, und die Deutschen *) zu wahr, zu naiv in ihren Gefühlen, zu vernünftig, um mit der Liebe noch Eitelkeit zu verbinden.

Wenn das Verlangen zu gefallen noch durch das Gefühl der Liebe vergrößert wird, dann erreicht die Kunst zu gefallen jenen Grad der Vollkommenheit, der das gesellschaftliche Leben in Paris vielleicht noch charakterisirt. Nur in Frankreich sucht man das was man liebt, durch die Annehmlichkeiten die man in Gesellschaften entwickelt, zu erobern. Es giebt harmonische Gesinnungen wie es harmonische Töne giebt, und gewiß, es gewährt ein äußerst angenehmes Gefühl wenn man sieht, daß das was man liebt, denen gefällt die uns umgeben. Die Welt wird dann gleichsam zu einem Tempel, in welchem Alles dem Gegenstande unserer Wahl huldigt.

Die Kunst zu gefallen erreicht nur, wie jede andere schöne Kunst, durch das Gefühl welches uns dabei leitet und belebt, einige Vollkommenheit. Meiner Ansicht nach macht nichts liebenswürdiger als die Liebe, und Menschen von Geist und Geschmack gelangen nie sicherer dahin zu gefallen als wenn sie, belebt vom Gefühl der Liebe, die Blik-

*) Das Wort Koketterie hat in Deutschland eine ganz falsche und üble Bedeutung erhalten, die nehmlich, einer sittenlosen Gefallsucht.

ke der Person die sie lieben, durch die Anmuth ihres Benehmens im geselligen Verkehre auf sich zu ziehen suchen. Man betrachte nur alle die Motive, alle die Bestrebungen, welche uns das Verlangen zu gefallen einhaucht, und man wird dann sehen, daß das Vergnügen, welches man empfinden macht, immer in Wechselwirkung mit dem Gefühle steht, das uns selbst belebt. Durch Eitelkeit oder durch Selbstsucht gefallen wollen, heißt falsche Münze schlagen, weil man dann nie das giebt was man zu geben verspricht. Der Ehrgeiz, wenn er Liebe zu erwecken sucht, verrechnet sich noch vielmehr wie die Eitelkeit; gewöhnliches Wohlwollen ist aber zu kalt, die bloße Höflichkeit, zu wenig zum Herzen sprechend, als daß das was sie zu erwekken vermögen, anders wie meist nur negativ seyn könnte.

Der wahre Reiz konnte seinem ersten Ursprunge nach nur aus einem liebenden Gefühl entstehen, und welche Empfindung vermöchte auch mehr wie die Liebe, alle Gefühle und alle Kräfte der Seele zu vereinigen! Nur die Liebe vermag dem Benehmen jenen Reiz und jenen Zauber zu verleihen, die uns hinreißen und die nie ein schwächeres Gefühl wie die Liebe, zu ersetzen vermag.

Die Gewohnheit, Wohlwollen auszudrücken, entstanden aus dem Gefühle der Liebe, breitet sich dann wie ein süßer Duft über das ganze Leben aus.

Auch die Freundschaft gewährt Reize; auch sie ist eine Künstlerin, denn auch sie schafft angenehme Formen, aber ermangelnd des tiefen Gefühles der Liebe, ist sie auch weniger reich wie diese.

Die Koketterie, wenn sie liebenswürdig seyn soll, setzt eine Mischung von Liebe und Eitelkeit voraus, jedoch so,

daß immer eine dieser Empfindungen die anderen hebt, und nicht etwa im Gegentheile untergräbt. Zu viele Liebe würde nur dahin bringen, alles Andere außer dem geliebten Gegenstande zu vernachlässigen, und das nicht von Liebe belebte Verlangen zu gefallen, kann nur als Ausbruch der Eigenliebe, zurückstoßend seyn.

Nichts entehrt den Namen Liebe mehr als die Meinung einiger Materialisten, welche die edelste und erhabenste Empfindung der Seele auf einen bloßen physischen Genuß reduciren.

Die Ansichten über eine Sache folgen den Sitten, und diese bilden wieder die Ansichten. Einer unschuldigen und reinen Seele ist die Liebe ein reines, erhabenes, Gefühl; entweihten Gemüthern ist sie ein physisches Bedürfniß. Sie haben beide Recht und jeder spricht nur seine Sprache; der Eine die des gesunkenen Menschen, welcher der Würde, fühlen zu können, entsagte; der Andere die der Natur, die ihre ganze Reinheit zu erhalten wußte.

Kein Wort wird öfter ausgesprochen wie das Wort Liebe. Was hat man nicht schon alles darüber gesagt und geplaudert! und dennoch giebt es nichts geheimnißvolleres wie dies. Scheint es nicht als wenn unsere Kenntniß einer Sache in demselben Grade abnähme, in welchen wir ihr näher stehen, so daß wir das oft am wenigsten kennen, was uns am mehrsten berührt? Wir messen den Lauf der Gestirne, aber wir wissen nicht wie wir lieben.

Gewiß haben unsere Gefühle ihre erste Quelle in den physischen Bedürfnissen; wir Alle gingen von der Thierheit aus; aber was die Würde des Menschen feststellt, das ist, daß er in seiner Fortbildung sich überall vom Materiellen

zum Immateriellen erhebt, und darin besteht hinwiederum seine Entwürdigung, wenn er sich von seiner Höhe zu dem Zustande der Thierheit wieder hinabneigt, aus welchem ihn Civilisation und Aufklärung hatten hervorgehen lassen. Man sehe nur die verdorbenen Jahrhunderte in Rom und in Frankreich und man wird dann einen Begriff davon erhalten, wie die Idee, welche man sich von der Liebe gebildet hatte, mit den Sitten sank, und die Theorie überall das aussprach, was man überall eben übte.

Die Frage über die Würde der Liebe läuft darauf hinaus zu wissen, ob man mit diesem Namen den Sinnentrieb beehren darf den wir mit den Thieren aller Classen gemein haben, oder ob das Gefühl, welches alle civilisirte Nationen Liebe nennen, nicht die erste Grundlage des moralischen Sinnes und der Hebel zu allen Tugenden ist?

Es giebt in der Moral ein Ideal wie in den schönen Künsten, dieses Ideal ist die Natur in ihrer unsprünglichen Gestalt. Es ist das reine, durch nichts verdorbene Gefühl; es ist der Mensch, den noch kein Hauch des Lasters berührte; es ist der junge Mensch, der rein aus dem Schooße der Kindheit hervorgeht wie die Rose an einem schönen Tage aus ihrer Knospe. Dies ist der wahre Mensch der Natur. Fällt dann die erste Morgenröthe der Liebe in eine solche Seele, dann sieht das junge Herz nur Tugend und Wohlwollen bei allen Menschen, dann ist es jeder edleren Empfindung offen, und trifft es sich daß ein solcher Mensch Künstler ist, dann wird sein Genius Schöpfer der Schönheit werden, wie er selbst Geschöpf der Reinheit und alles Guten ist.

Was kann man Unschuld und Schaamhaftigkeit nennen, wenn nicht das beiden Geschlechtern inwohnende Gefühl, das jede Liebe verwirft, die nicht aus der Seele entspringt? jede Liebe, die sich nicht durch Tugenden beurkundet ohne deren Besitz die Natur nicht will, daß wir Vater oder Mutter seyn sollen? Ich frage jede edlere Seele, ob bei den Gefühlen welche die Liebe uns einflößt, das Verlangen des Herzens in dem Gegenstande den wir lieben, Tugenden zu finden, nicht jedes andere Begehren überwiegt. Noch mehr, ich behaupte das, was entwürdigte Seelen ausschließend Liebe nennen, ist für jedes reinere Herz gerade das Allerzurückstoßendste, wenn nicht die Seele es giebt.

Wie viele Mysterien liegen in dem großen Mysterium das uns das Leben giebt! Sehen wir nicht in der Geschichte des menschlichen Herzens, daß die Natur da Alles vorbereitet hat, nicht um den thierischen, sondern um den sittlichen Menschen hervorzubringen? daß Wesen mit Körper und Geist, mit einem Wort, den Menschen, geschaffen zu fühlen und zu denken; den Menschen, geschaffen, um sich zu einem höheren Leben als dem irdischen zu erheben?

Von der Ansicht, die man sich über die Liebe bildet, hängt die Beachtung ab, welche man den Frauen erweist. Man sehe z. B. bei der am mehrsten von der Sinnlichkeit beherrschten Nation, den Türken, die Verachtung welche daselbst das unglückliche Wesen drückt, das bestimmt ist Sclavin und Mutter zu werden. Ich erlebte eine Zeit wo man in Frankreich sehr geneigt dazu war, zu denken wie die Muselmänner; glücklicherweise ging diese Zeit bald vorüber.

Sollte es nicht noch verdienen bemerkt zu werden, daß man in keiner Periode weniger Achtung vor den Frauen hat-

te, als gerade da, wo man ihnen die übertriebensten Lobsprüche, Schmeicheleien und Ehrfurchtsbezeigungen erwies; aber wie in den Vorzimmern der Könige geht die Schmeichelei in den Boudoirs der Schönen, mit der Geringschätzung Hand in Hand.

Sechzehntes Kapitel.

Cicisbeat.

Die Galanterie hat in Italien eine Art von illegitimer Eheverbindung eingeführt, die man Cicisbeat nennt, und die weit weniger das Resultat der Liebe als das des Müssigganges unter beiden Geschlechtern ist. In einem Lande wo die Gefühle vorherrschen, suchen die Männer den Umgang der Weiber und vorzüglich sind es die durch die Majorate zurückgesetzten und der Mittel sich eine ihren Vorurtheilen angemessene Laufbahn zu eröffnen beraubten, jüngeren Söhne, welche ihr Leben damit hinbringen den Müssiggang einiger verheiratheten Frauen zu theilen, woraus denn das merkwürdige Schauspiel entsteht, daß man fast in allen Gesellschaften Frauen sieht, die ganz wie in der Ordnung und als müsse es eben so seyn, mit Männern leben, die sie sich erst nach der Heirath gewählt haben.

Die Uebel, welche aus diesem tadelhaften Gebrauch entspringen, liegen tiefer und anderswo als man sie gewöhnlich sucht, und die Galanterie der Frauen ist das Geringste, was aus dem Cicisbeat entspringt. Das große Uebel besteht nämlich darin, daß es keine Familie mehr giebt. Da der rechtmäßige Mann keine anderen wie unrechtmäßige

Kinder erhält, so kann er sie auch nicht wie rechtmäßige lieben *). Die Mütter so darauf gestellt sind ihre ganze Zeit ihren Neigungen zu widmen, kennen ihre Kinder kaum, und so wird denn diese Einrichtung die Quelle der Vernachlässigung der Erziehung und der Sorge um den Wohlstand des Hauses, wodurch alle diejenigen adeligen Familien, welche nicht mehr durch das Gesetz der Majorate aufrecht erhalten werden, einem nahen Untergange entgegengehen.

Ein Hauptgrund dieses Uebels ist die schlechte Erziehung der Frauen, ich will nicht sagen blos in Italien, sondern im ganzen Süden von Europa. Die klösterliche Erziehung welche man ihnen giebt, ist die schlechteste von allen. Eine französische Dame erzählte mir, daß ihr, als sie in das Kloster kam in welchem sie erzogen werden sollte, die Nonnen alle Bücher wegnahmen welche ihre Verwandten ihr gegeben hatten, und ihr dagegen nur ein in lateinischer Sprache verfaßtes Gebetbuch zum Lesen ließen, während sie doch kein Wort Lateinisch verstand.

Man nehme den Menschen dadurch daß man ihm alle Wege seinen Geist und seine Kenntnisse zu bereichern abschneidet, die Möglichkeit weiter zu schreiten, und man wird se-

---

*) Es giebt demohngeachtet Frauen in Italien, die keine andern Kinder wie von ihren Männern verlangen. Indem ich einst mit einem Geistlichen von einer sehr galanten Dame sprach, welche einen etwas schwachköpfigen Gemahl hatte, sagte ich: »Ihre Kinder werden wenigstens Geist haben.« — »Ich glaube es nicht,« entgegnete der Geistliche, » perchè non pianta mai che sul marito.« Würde diese moralische Subtilität wohl jemals im Norden aufkeimen? Im Süden ist sie dagegen sehr gewöhnlich und ohne Zweifel die Erfindung irgend eines jesuitischen Beichtvaters.

hen wie sich ihre Aufmerksamkeit auf das Sinnliche richtet; man wird sehen, wie alle sinnliche Empfindungen gebieterischer und heftiger bei ihm hervortreten. Ich erinnere mich daß ich einst, als ich mich im Capitole in dem Zimmer eines jungen Frauenzimmers befand, die ich zum ersten Male sah, zu dieser sagte: »Die schöne Aussicht hier muß Ihnen vieles Vergnügen machen.« Mit großer Naivität erwiederte sie mir: »O! ich sehe lieber zu diesem Fenster hinaus, (es führt in eine kleine Straße) denn hier sehe ich doch zuweilen junge Leute vorübergehen.«

Man zeigte mir in Rom in mehreren Kirchen berühmte Gemälde, in welche die Nonnen kleine Löcher gemacht hatten, um durch dieselben die Männer zu betrachten welche ihre Andacht vor diesen Bildwerken verrichteten, und Frauen welche in diesen Klöstern lebten erzählten mir, wie manchmal ein junger vorübergehender Mann der Gegenstand der heftigsten Leidenschaft einer Nonne geworden ist. Die Art religiöser Erziehung die blos auf die Einbildungskraft wirkt ohne dem Geiste Nahrung zu geben, entflammt das Verlangen nach einem überspannten Glücke, und dieses Glück, blos in den schwelgenden Gefühlen bestehend, was könnte dies in einem jungen Herzen anders seyn, als die Liebe? Sind die Abbildungen der Engel, selbst die des Erlösers, nicht die schönsten von der Welt? Was giebt es Reizenderes als den Christus von Angelica Kaufmann, wenn diesen nicht vielleicht noch ihre Samaritanerin übertrifft?

Man setze diesen schönen Tempeln Italiens die Kirchen des Nordens gegenüber, wo zwischen vier weißen, kahlen, oft schmutzigen, Mauern in denen nicht selten eine herbe Kälte herrscht, eine strenge Moral gepredigt und oft so gut

entwickelt wird, daß sie die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt und den Geist fast gewaltsam zum Nachdenken zwingt. Anstatt unter den Fenstern des väterlichen Hauses hübsche junge Leute vorüberlaufen zu sehen, sieht das Mädchen im Norden nur Schnee vor sich und hört in ihrem Zimmer die Mutter ihr von den Pflichten der Häuslichkeit, der Sittlichkeit und dem Glücke vorreden, das auf Tugend sich gründet. Der in sein Haus und an den Ofen gefesselte Mensch ist, um der Langenweile zu entfliehen, gezwungen zu lesen, zu denken, sich zu lieben und sich mit nützlichen Dingen zu beschäftigen. Bei einem solchen Seyn naht die Verführung den Sinnen weit weniger nnd die Aufmerksamkeit, statt sich nach außen zu zerstreuen, richtet sich auf den kleinen Kreis der nächsten Umgebung und zuletzt auf sich selbst. Im Süden regt die Verschiedenheit der Gegenstände die Sinne fort und fort an; im Norden paralysiren sie sich, durch den geringen Reiz, welchen die äußern Gegenstände ihnen bieten *).

*) Was in diesem Kapitel über das Cicisbeat gesagt worden ist, findet jetzt seit der großen Epoche der französischen Revolution, die Alles in Europa veränderte, nicht mehr statt. Seit 25 bis 30 Jahren haben sich alle Blicke so ausschließend auf die eine öffentliche Sache gewendet, das alles Andere darüber vergessen ward. Vielleicht wird man, wenn diese eine große Sache erst ganz wieder unterdrückt ist, aus denselben Ursachen auch wieder dieselben Wirkungen hervorgehen sehen.

Siebzehntes Kapitel.

Freundschaft.

Ich hörte öfters den Italienern den Vorwurf machen, daß sie Falschheit in ihrem Character hätten; aber dieser Ausspruch rührt von Nordländern her denen es eben so wenig leicht gelingt, den Südländer richtig zu beurtheilen, wie umgekehrt. In dem Character des Gefühlsmenschen liegt eine Beweglichkeit die ihm oft in den Augen des Verstandesmenschen den Anschein der Falschheit giebt. Aus einem Gefühl des Wohlwollens macht der Italiener dem Fremden gern in seiner, an übertriebenen Ausdrücken reichen, Sprache Freundschaftsversicherungen, die dieser dann buchstäblich nimmt. Ist es denn aber seine Schuld wenn der Andere den Ausdruck der Sprache nicht gehörig kennt?

Allgemeine Regel: Die Menschen mit lebhafter Einbildungskraft werden immer Räthsel für diejenigen bleiben, welche keine haben. Das was den Verstandesmenschen vom Gefühlsmenschen unterscheidet, Verstand und Gefühl, sind einander ihrem Wesen nach oft so entgegengesetzt, daß sich nothwendig der Character, je nachdem das Eine oder das Andere vorherrscht, darnach verändern muß.

Die Freundschaft nimmt z. B. eine sehr verschiedene Gestalt bei den Verstandesmenschen und den Gefühlsmenschen an; bei dem Ersteren beurkundet sie sich durch ihre Wirkung, bei dem Andern ist sie reich an schönen, aber oft nur zu vorübergehenden Freuden. Alles was die Grundsätze beleidigt, verwundet den nachdenklichen Menschen eben so tief wie gewisse mißtönende Accente der Seele das Herz des mit Einbildungskraft Begabten, verletzen.

Es ist eine bemerkenswerthe Sache zu sehen, wie in England das Schweigen manchmal in einer Gesellschaft von Personen herrscht die durch die innigste Freundschaft verbunden sind. Hier, in diesem neblichten Clima, scheinen die immer in sich selbst zurückgezogenen Gefühle und Gedanken des Wortes entbehren zu können. In der auf Grundsätzen sich gründenden Freundschaft liegt dabei eine Sicherheit, eine Ruhe, die aus der Gewißheit geliebt zu werden entspringt, daß sich das Gefühl selbst in eine Beschauung zu verwandeln scheint, und sicher würde diese Verwandlung das Gefühl der Freundschaft bald in ein einfaches Uebereinkommen umschmelzen, wenn nicht zufällige Ereignisse es von Zeit zu Zeit belebten.

In Republiken in welchen die Menschen ohne Unterlaß durch den Geist der Partheien berührt werden, fühlt man das Bedürfniß einander beizustehen, mehr als anderwärts, und dieses immer durch den Angriff oder durch die Vertheidigung wach erhaltene Bedürfniß, belebt auf eine wunderbare Weise die Gefühle des Wohlwollens und macht aus der Freundschaft ein um so heiligeres Band, da es an die öffentliche Sache und an alle den denkenden Menschen werthe, Interessen geknüpft ist.

Ich weiß nicht ob sich in England oder in Amerika Freunde unter den Menschen verschiedener Partheien finden; gewiß ist jedoch, daß eine solche Freundschaft so schweren und so vielen Proben unterworfen seyn dürfte, daß sie sich schwerlich anders als bei Menschen von der seltensten Tugend erhalten kann.

Bei einer ungemein geselligen Nation wird es Convenienzfreundschaften geben welche die politischen Freund-

ſchaften erſetzen, die Cicero amicitiae forenses nennt. Dieſe geſellſchaftlichen Verbindungen haben in Frankreich ganz das Aeußere der wirklichen Freundſchaft und erſetzen ſie auch bei den gewöhnlichen Menſchen, während ſie bei den Beſſeren das Gefühl der wirklichen nur umhüllen, die dem Scheine nach ſo überall, und in der Wirklichkeit ſo ſelten iſt.

Dieſe Conveniensfreundſchaft findet man im Süden nicht. In Italien z. B. ſind ſie nichts unter den Frauen, und wirklich ſcheint im Süden das Gefühl des Herzens mit dem der Sinne ſo nahe zuſammen zu grenzen, daß in den Republiken des alten Griechenlandes die Freundſchaft nur zu oft den Character der Liebe annahm.

Wenn man die Freundſchaft nach den Nationen claſſificiren wollte, ſo würde ich ſagen, daß in England die auf Vernunft gegründete Freundſchaft zu Hauſe iſt wie die auf die Geſinnungen gegründete, in Frankreich. Deutſchland ſcheint die Mitte zwiſchen den beiden Nationen zu halten, und dies Gefühl, hier oft eben ſo lebhaft als in Frankreich, iſt weniger dauernd, als in England, wo es unaufhörlich durch den Partheigeiſt wach erhalten und durch die großen Intereſſen an welche es ſich knüpft, zum Rang der Tugenden erhoben wird. Im Süden nimmt dagegen das Gefühl der Liebe alle wohlwollenden Empfindungen dermaßen in Anſpruch, daß man daſelbſt die eigentliche Freundſchaft nur ſelten findet. Einem fremden Gewächſe gleich, ſchmachtet ſie unter dieſem Clima, wenn ihr nicht etwa eine große Cultur des Geiſtes oder ſonſt glückliche Umſtände, zu Hülfe kommen.

Noch sey mir ein Wort über die Freundschaft bei den Menschen bei welchen die Einbildungskraft vorherrscht, gestattet.

Bei diesen geht das Gefühl der Ueberlegung voraus, bei den Verstandesmenschen ist es umgekehrt.

Wir haben eine Logik der Ideen, wir kennen die Gesetze der Analyse, der Syntheſe u. s. w.; man kann die verwickeltsten Dinge zergliedern und hierdurch zu den Elementen der Ideen, oder vielmehr der Beziehungen, gelangen: aber alles dieses kann man noch nicht im Gebiete der Empfindungen und Gefühle. Die Theorie derselben ist noch so wenig bekannt daß, obschon man im gewöhnlichen Leben alle Tage von Gefühl und Empfindung spricht, es doch immer ohne gehörige Kenntniß geschieht *).

*) Die Beziehungen unter den Ideen entwickeln sich so zu sagen, nach Regeln. Der Begriff vom Dreieck trägt in sich selbst alle beinahe zahllosen Begriffe der Dreiecke; aber der Begriff von einer Empfindung enthüllt nicht alle die Beziehungen die in derselben liegen, und man kann nur die Wirkung einer Empfindung auf die andere so ergründen, wie man in der Musik die Wirkung eines Tones auf den andern findet.

Um die Empfindungen kennen zu lernen, bedarf es eines Beobachtungsgeistes der fähig ist den flüchtigsten Wirkungen nachzufolgen. Dieser Geist der Beobachtung ist aber fast niemals scharfen, ganz der Anschauung sich hingebenden, Denkern eigen. Die Geometer z. B. hegen oft, indem sie über das Gegebene grübeln, Ansichten die mit der Kunst den moralischen Zustand des Menschen zu beobachten, rein unverträglich sind.

Der Gang des Nachdenkens ist dem der Einbildungskraft so völlig entgegengesetzt, daß eines das andere gleichsam ausschließt. Um mit Erfolg nachdenken zu können, muß man vorher die Einbildungskraft gleichsam auslöschen, und eben so begreiflich ist es, daß wenn man vom tiefen Nachdenken auf das Gebiet der Phantasie übergeht, der Geist eine durchaus neue Richtung annehmen muß.

Ich sah die innigsten Freundschaften aus dem Augenblicke entstehen und sie demohngeachtet so dauernd werden, wie die, welche mit der mehrsten Ueberlegung beschlossen wurden. Dies kommt aber daher weil das Herz einen eben so richtigen Tact für die tieferen Gefühle, wie das Genie für die verwickeltsten Schlüsse hat.

Das Sprichwort: daß man sich kennen müsse um sich zu lieben, scheint mir nur für diejenigen gut zu seyn, welche unfähig sind eine ächte Freundschaft auf die innigen und directen Beziehungen der Seele zur Seele zu gründen. Die Freundschaft dieser gewöhnlichen Menschen gründet sich mehrentheils auf nichts weiter als auf die Beziehungen welche Aehnlichkeit des Geschmacks oder eines gleichen Müssigganges, geben. Unsere Gefühle sind geheimnißvoll wie die Musik. Wer vermag uns zu sagen, wie der Strom der Harmonie von dieser oder jener, mit Recht Beweggrund genannten, Empfindung auszugehen vermag? Eben so liegen in unsern moralischen Empfindungen tiefe Beziehungen welche der Zufall auffinden läßt und die Begeisterung entwikkelt, und aus diesen Beziehungen erwachsen dann jene lebhaften, und zuweilen auch dauernden, Freundschaften der Phantasiemenschen welche la Brüyere sicher in Gedanken hatte, als er sagte: »Es liegt in der reinen Freundschaft ein Etwas das niedere Seelen nimmer zu erreichen vermögen.«

Die Verbindungen zwischen den Geschlechtern bringen Freundschaften von einem besondern Character hervor.

Alles was in der Liebe die Sinne überlebt, kann Freundschaft genannt werden. Bei den Wilden ist die Liebe ein noch weit vorübergehenderes Gefühl als sie es bei den mehrsten Gattungen der Vögel ist; allein, je weiter die Cul-

tur des Geistes schreitet, je mehr wird auch die Liebe ein festes und dauerndes Freundschaftsband. Bei der aus Liebe entstandenen Freundschaft stammt dies erste Erwachen des Herzens aus der Natur; sie ist es die hier in zwei Seelen jene harmonischen Töne erweckt, welche ohne ihren Aufruf nimmer erklungen wären; auch ist es dieses erste Erwachen der Seele was die Richtung des Charact rs zu bestimmen scheint. Nichts erhebt oder entwürdigt das moralische Wesen mehr wie die erste Liebe. Sie würde das beste Mittel zur Erziehung der Jugend geben, wenn man immer einen richtigen Gebrauch davon zu machen verstünde. Das Erwachen des Herzens, das Erwachen des Geistes und aller geselligen Empfindungen, das Erwachen jenes Bedürfnisses des Glücks das uns zu soviel Handlungen sowohl für uns, als für Andere, antreibt: alles dies findet sich auf einmal in dieser ersten Liebe vereinigt ohne welche der Mensch nie seine Vollendung erreichen würde.

Im Süden giebt es keine Freundschaft zwischen Mann und Weib, weil sie daselbst viel zu leicht den Character der Liebe annimmt. Auch findet man sie im Norden weniger wie in Frankreich, weil es daselbst an jenem Hauch der Liebe fehlt, der immer die Freundschaft zwischen Personen beiderlei Geschlechts so süß macht. Selbst dann wenn man nicht an Liebe denkt, entflammen die Erinnerungen, die sie in der Seele gelassen, das Herz genug um daß dasselbe die harmonischen Beziehungen werth findet, aus denen die Freundschaft zwischen beiden Geschlechtern besteht.

Nur in Frankreich findet man die Freundschaft zwischen beiden Geschlechtern in ihrer Vollkommenheit. Der Franzose, immer zugänglich zugleich sowohl durch das Herz

als durch den Verstand, vereint alle Bedingungen einer offenen Seele; Geist und Gefühl sprechen ihn gleich stark an, und das Gefühl welches im Süden Liebe werden würde, ist nicht immer lebhaft genug bei ihm, um die Scheidelinie der Freundschaft zu überschreiten. Im Norden verschließt sich die Liebe dagegen leicht nach einigen Aufblitzen in die Grenzen der Pflicht, und so ist denn der Franzose der Einzige welcher Empfänglichkeit genug besitzt um Erwiederung zu gewähren, wenn sich ihm eine Frau, sey es durch den Geist, sey es durch das Herz, als Freundin naht, und wie dieser Character die Quelle seiner ungemeinen Geselligkeit ist, so verstärkt diese hinwiederum seinen Character.

Im Süden ist man zu lange jung, im Norden wird man zu früh alt; der Franzose allein, und manchmal auch der Deutsche, die beide durch ihr Clima gleichsam zwischen diese beiden Alter gestellt sind, scheinen auch beide länger genießen zu können.

Die schönen Jahrhunderte Roms und des alten Griechenlands waren auch die der Freundschaft. Die republikanische Form, das Bedürfniß das man in Republiken hat, sich seine Mitbürger zu Freunden zu erhalten, ließen das Verlangen geliebt zu werden entstehen, und beförderten jenes Gefühl von Wohlwollen, das man zuletzt in der Wahrheit empfand nachdem man zuerst blos vorgegeben hatte es zu empfinden. Es ist mit der Freundschaft, wie Ovid von der Liebe sagt:

»Saepe tamen vere finxit, simulator amare.«

In Aristocratien ist der Ehrgeiz ein nothwendiges Uebel, weil man in diesem Schwarm alle diejenigen die man nicht unter sich hat, über sich sieht. Man kann da das Ge-

fühl der Gleichheit nur dann erst empfinden, wenn man vollkommen über dem Gewühle steht, und die fortgehende Nothwendigkeit sich über Andere zu erheben oder sich derjenigen zu erwehren, die sich über uns erheben, entwickelt auf eine merkwürdige Art alle jene Ansichten welche fähig sind die Parthei zu consolidiren durch welche man zu steigen vermag.

Indem die republikanische Form die Männer von dem gewöhnlichen Umgange mit den Weibern schied, wurde sie eine der Ursachen durch welche bei den Alten die Freundschaft unter Männern häufiger wurde als sie es auf den jetzigen Standpunct unserer neuern Sitten seyn kann.

Die großen Veränderungen, welche die Revolution dadurch hervorbrachte daß sie die ganze Aufmerksamkeit des Menschen auf die volksthümlichen Interessen lenkte, nöthigten auch die Frauen sich mehr wie sonst unter dem alten Zustande der Dinge, in den Kreis ihrer Familie zu halten, wodurch unstreitig das häusliche Leben gewann, während das was man gewöhnlich Gesellschaft nennt, für den Augenblick verlor *). Vielleicht würde eine höhere Stufe der

*) In den Ländern in welchen gute Sitten herrschen scheinen die Frauen zuweilen das Verlangen gefallen zu wollen, verloren zu haben, gleich als vermöchte dies Verlangen sie nur zu dem zu bringen was die Sitten eigentlich verbieten. Die Gesellschaft ist hierin wie die Erde. Sie giebt das her was man eben anbaut. Für den der es versteht, sind ihre Gaben unzählbar; wer sie vernachlässigt dem trägt sie nur Unkraut.

Wenn man annimmt, daß kein Mensch für den andern beziehungslos da steht, daß jeder nur ein Ton, eine Taste auf dem großen Claviere der menschlichen Gesellschaft ist, wer wird da nicht darnach streben, übereinstimmende Töne hervorzubrin-

Civilisation, indem sie die schuldigen Familienpflichten mit den freiwilligen geselligen zusammenschmilzt, die häuslichen Tugenden mit den geselligen, wichtigeren, und daher nothwendigeren als man gewöhnlich glaubt, vereinen.

Die materielle Entwickelung alles dessen was eine Folge hat, setzt eine Harmonie unter den Elementen voraus die sie alle zu einem Endschicksale beitragen läßt. Es ist nicht anders in der Moral, wo das Vergnügen nur dann zum Uebel wird, wenn es an unrechter Stelle steht. In der Idee einer vollkommenen Entwickelung des gesellschaftlichen Menschen liegt es anzunehmen, daß unser Verlangen nie am unrechten Orte statt finde und dadurch natürlich eine solche Uebereinstimmung zwischen unsern Neigungen und unsern Pflichten entstehe, daß die ersteren, weit entfernt die sociale Ordnung zu beunruhigen, vielmehr ihre dauerndste Stütze werden; und wer behauptet wohl, daß wir diesem erhabnen Ziele nicht entgegengehen?

Man ist nur zu geneigt das als etwas Gleichgültiges zu betrachten, was wir Gesellschaft nennen. Nur im Verkehre der Welt bilden sich die Sitten, und ich möchte auch sagen, die Gesetze. Bei sehr civilisirten Völkern sind

---

gen? wäre es auch nur, um den Dissonanzen und den Schmerzen zu entgehen die jeden treffen, der sich selbst aufgiebt.

Man kann es sich nicht oft genug wiederholen, daß für ein fühlendes Wesen nichts indifferent ist; daß, da wir einmal in der bürgerlichen Gesellschaft leben, wir ohne es zu wissen immer auf dem Wege zur Freundschaft oder zum Hasse, zum Vergnügen oder zum Schmerz, zu klugen oder zu albernen Handlungen sind, und daß wir nie stationär bleiben können. Der Nachen schwimmt fort, selbst wenn wir nicht rudern, aber leicht führt uns dann unmerklich der Strom den Gefilden des Kummers und der Schmerzen zu.

die Salons furchtbare Tribunale und der Ehrgeizige und der Selbstsüchtige streben nur nach dem was Auszeichnung gewährt, um sie in der Gesellschaft zu genießen. Der Mensch welcher sie zu verachten scheint, verliert sie doch selten aus dem Auge. Wer hat wohl jemals in dieser Hinsicht mehr Aengstlichkeit gezeigt als Rousseau, während er doch die Meinung anderer über sich glaubte verlachen zu können? Der junge in die Welt tretende Mensch, wird, je nachdem der Eindruck beschaffen ist den er in ihr empfängt, böse oder gut, geistreich oder albern. Nach dem Beifall der Welt strebt der Gelehrte; um diesen zu gewinnen sucht er beredt zu werden; selbst Könige haschen nach diesem Beifalle. Suchte Alexander nicht den Athenern zu gefallen? und wenn das alte berühmte Athen noch wäre, würde der zweite Alexander es wohl seinen Henkern hülflos überlassen? Es giebt keinen Sterblichen dem nicht die Aussprüche dieser höchsten Tribunales der gesitteten Nationen, die Aussprüche der Gesellschaft, die öffentliche Meinung, wichtig wäre.

Wenn man sich der Revolutionskriege, der Eroberungen der Franzosen, der Umstürzungen welche diese Epoche hervorbrachte erinnert, dann muß man die Mäßigung der, nach so vielen furchtbaren Kämpfen siegend in den Mauern von Paris einziehenden, Könige bewundern. Gewiß, der allgemein verbreiteten Aufklärung, der von Frankreich ausgegangenen Civilisation, verhehlen wir es nicht, den Salons in Paris, verdanken wir diese Mäßigung, mit welcher sich so viele siegreiche, von ihren Königen geführte Völker benahmen.

Was ich hier Salon nenne und was nichts anders als die Vereinigung der herrschenden Meinung ist, das findet sich übrigens eben so bei allen Nationen. Es giebt in

dieser Hinsicht zu Schwyz Salons wie zu Paris und London, denn überall wo sich nur eine Spur von gesellschaftlichem Leben findet, bilden sich Vereinigungen die durch die Kraft der moralischen Gewalt die Sitten und Gesetze gestalten und gewissermaßen in jedem Augenblicke das Schicksal des civilisirten Menschen bestimmen.

Achtzehntes Kapitel.

Muth.

Nach den Empfindungen die sie eben bewegen, können die Menschen des Südens eben sowohl die feigesten wie die muthigsten seyn. Wenn man sie zwingt sich gegen ihren Willen und gegen ihre Ueberzeugung zu schlagen, so tritt das Bild der Gefahr ihnen viel deutlicher vor die Augen, als den Russen und den Deutschen; entflammt sie dagegen eine Idee, dann vermögen sie auch unter gleichen Bedingungen der Tactik und Disciplin, bei weitem mehr zu leisten wie der Nordländer.

Aus was anderem als aus der Macht des Beweggrundes der uns dahin bringt das Leben auf das Spiel zu setzen, konnte wohl der Muth entstehen! Wird der Soldat des Südens schlecht geführt, hat er einen unwissenden und talentlosen General, oder glaubt er sich verrathen, so wird er die Einsicht hiervon lebhafter wie der des Nordens haben, und es ist leicht begreiflich daß unter einem schlechten oder treulosen Führer der Soldat sich am wenigsten brav zeigen wird, welcher zuerst die Einsicht erlangt daß er schlecht geführt ist. Aber noch mehr: versteht der Anführer nicht

die Kunſt den Geiſt ſeiner Untergebenen für ſeine Sache zu gewinnen, ſo wird der Südländer ſchneller wie jeder andere den Muth verlieren.

Rom war als Republik bewunderungswürdig für den Sieg organiſirt. Je größer die Gefahr war welche dem Vaterlande drohte, je höher hob ſich bei ihnen die Liebe zu demſelben, ſo daß man ſagen kann, ſie wuchs im Unglück *), und gewiß, nie waren die Römer vielleicht größer als im Augenblicke nach der Schlacht von Cannä, denn nach dieſer Niederlage war es, daß aus dem Aufſchwunge der Geiſter ſich Scipios ſchöne Seele bildete.

Von Cäſars Zeiten bis auf die unſern ſeh' ich in der Geſchichte Italiens keinen Zeitpunct, der dazu geeignet geweſen wäre den Bewohnern dieſes Landes einen großen Aufſchwung zu geben. Für wen hätte man denn kämpfen ſollen? unter welchen Führern und für welche Herren? wozu anders als um vielleicht, wie Filicaja ſagt:

»Per servir sempre o vincitrice, o vinta?«

Die Italieniſchen Republiken des Mittelalters, wohl mitunter geeignet den Enthuſiasmus zu erwecken, führten häufig den Krieg mit Lohnknechten und machten ſich dadurch ſelbſt des Sieges unwürdig **). In dieſen kaufmänniſchen

---

*) Titus Livius bemerkt, daß die Spanier, (gerade wie in unſern Tagen) bei Unfällen mehr Hülfsquellen entwickeln als andere Nationen. »Disparem Hispaniam, non quam ulla pars terrarum, bello reparando aptior erat, locorum hominumque ingeniis.« (Lib. 28, cap. 12.)

**) Mai alcuno ordino alcuna republica o regno che non pensassi che quelli medesimi che abitavano quello, con l'armi l'avessero a defendere. E sei i Veneziani fussero stati savi in questo, come in tûtti gli altri loro ordini, egli avrebbero

Republiken verloren sich nach und nach die kriegerischen Tugenden, weil sie sich von den öffentlichen trennten. Sowohl bei den Griechen, vorzüglich in Sparta, wie bei den alten Römern, erweckte der Krieg die Liebe zum Vaterlande, und das Vaterland die Liebe zum Kriege.

Bei einer gleichen Disciplin wird alles dem Enthusiasmus der Südländer weichen müssen, während daß beim Nordländer der aus Ueberlegung entsprungene Muth, sich bei weitem länger erhält als der erste, von einer Begeisterung hervorgerufene Aufblitz: denn es liegt in der Natur des Enthusiasmus vorübergehend, und in der der Ueberlegung, dauernd zu seyn.

Mit dem militärischen Geiste in den beiden Climaten verhält es sich wie mit den Producten der Erde. In den Ländern, wo die Natur alles zu gewähren scheint, vernachlässigt sich der Mensch leicht, während daß er da, wo das Clima alles verweigert, alles zu ersetzen versteht. In den schönsten Ländern der Erde findet man Wüsteneien, Elend und Vernachlässigung; Ueberfluß und Muth beweisen dagegen in den Regionen des Schnees, daß der Mensch alles das was Werth für ihn im Leben hat, aus der Tiefe seiner Seele zu schöpfen vermag und daß die Natur nur gegen denjenigen sich karg zeigt, der seine inneren Hülfsmittel nicht zu benutzen versteht.

---

fatti una nuova monarchia nel monde; i quali tanto piu meritano biasimo, sendo stati da i loro primi datori di leggi armati. Ma non avendo dominio in terra, erano armati in mare dove ferono le loro guerre virtuosomente et con l'armi in mano accrebbero la loro patria. (Macchiavel, dell'arte della guerra, Lib. I.)

Bei Volkskriegen setzt der Muth die Liebe zum Vaterlande und vor allem, zu der Verfassung desselben voraus, wenn es nehmlich überhaupt eine hat. In dem letzten Kriege zwischen Frankreich und der Schweiz entwickelten einige Cantone einen heldenmüthigen Muth in der Vertheidigung nicht der Schweiz, sondern ihres besonderen Cantons. Das verlassene und geschwächte Bern wußte sehr gut seine Aristokratie zu vertheidigen und das einzeln angegriffene Unterwalden, zeigte einen Muth, werth der Alten. Hätte die Schweiz ihre Conföderation so geliebt wie einige Cantone ihre besondere Verfassung liebten, gewiß, sie würde dann Kräfte zu ihrer Vertheidigung entwickelt haben, die in Erstaunen gesetzt hätten. Derselbe Fall wie mit den Schweizern, war übrigens mit den Griechen, die unter sich nur durch schwache Bande verbunden, sich niemals als ganze Nation vertheidigten, während doch die Erhabenheit ihrer einzelnen Vertheidigung, die Bewunderung aller Jahrhunderte erregt hat.

Amerika, noch ohne Verfassung, fand in dem Gefühle eines gemeinsamen Interesses die Kraft sich gegen Englands Macht zu vertheidigen, und aus dieser selben Quelle ging hierauf eine Constitution hervor, die stark genug war um die nationale Unabhängigkeit mit der Unabhängigkeit jedes einzelnen föderirten Staates aufs festeste zu verbinden.

Die erste schweizerische Föderation war eine Geburt der Zeit und der Umstände, des Augenblicks gleichsam, der kein allgemein gefühltes Interesse später Seele und Halt verlieh. Dazu hatte die Nation niemals einen Krieg als Nation zu führen und als sie nun hierauf nach Jahrhunderten auf einmal zusammen angegriffen wurde, da verstand sie es nur

sich einzeln zu wehren. Wird nun wohl das neue Band, welches sie umschließt, und das kaum hinreicht die Ordnung im Innern zu erhalten, stark genug seyn, eine gemeinschaftliche Vertheidigung in den Tagen der Noth hervor zu rufen?

Ich erinnere mich daß, als ich einst in Mailand während dem dortigen Aufenthalte des französischen Hauptquartiers und während Bonaparte zu Arcole war, mit mehreren Generalen speisete, die Rede darauf kam, welche von allen europäischen Truppen sich am besten gegen die Franzosen geschlagen hätten, und daß ich hier hörte wie alle darin übereinstimmten, die Palme einigen neapolitanischen Kavallerieregimentern zuzuerkennen.

Ungefähr zwanzig Jahre später kämpften die Neapolitaner ohne Ruhm weil sie sich für etwas schlagen sollten was ihnen nicht am Herzen lag, und ich glaube gern, daß nie eine nordische Armee eine solche vollständige Niederlage erlitten haben würde, denn nie wird der bedachtsame Mensch des Nordens sich dem Eindrucke des Augenblicks so hingeben wie diese Südländer.

Sollte aber jemals der Enthusiasmus des Südens sich mit einer guten Tactik vereinigen, dann würde man von neuem eben so erstaunenswürdige Siege sehen wie es die der Franzosen waren.

Bei langen Kriegen und unter geschickten Führern wird eine Armee gleichsam ein Kreis, in welchem sich alle Zeichen eines würdigen Patriotismus finden, wie man dies z. B. unter Friedrich II. im siebenjährigen Kriege sah, wo der Soldat sein Feldlager über alles liebte. Ueberhaupt

wird überall wo Umstände oder glückliche Ereigniſſe die Menſchen zu einem gemeinſchaftlichen Gefühle verbinden, Begeiſterung und Liebe für den Ruhm aufblühen.

Wir ſehen es jetzt wie bei den Griechen ein allgemeiner, lange gefühlter Schrecken nach und nach die verſchiedenen barbariſchen und auf einander eiferſüchtigen Anführer vereinigt und bei einer Nation, die ſo geiſtreich als unglücklich und niedergebeugt iſt, die Liebe zur Unabhängigkeit und zum Siege erweckt.

Neunzehntes Kapitel.

Eroberungen.

Die Nationen im allgemeinen betrachtend, ſahen wir daß die Nordländer bei ihren Eroberungen dahin ſtrebten ſich feſte Wohnſitze zu gründen und ein Syſtem von Geſetzgebung aufzuſtellen, das ſo übereinſtimmend mit dem Character der erobernden Nation war, daß es einer in den Annalen der Weltgeſchichte unerhörten Revolution bedurfte, um die Grundſäulen dieſes Gebäudes (der Feudalgeſetzgebung) zu ſtürzen.

Zwiſchen den Eroberungen der nördlichen Völker und denen der ſüdlichen, iſt der große Unterſchied, daß die erſteren national und die andern perſönlich waren. Die Völker des Nordens zogen in Geſammtmaſſen und zu ihrem Nutzen auf Eroberungen aus; die Völker des Südens dagegen waren immer nur die Werkzeuge, oder vielmehr die Opfer derer welche ſie zum Siege führten.

Bonapartes Eroberungen waren rein personell wie die der Könige des Orients. Zweck seiner unaufhörlichen Kriege war immer er selbst, denn immer gedrückt von dem Gefühle der Dunkelheit seiner Geburt in Mitten der alten Dynastien Europas, suchte er nur seine Nebenbuhler zu demüthigen, und zwischen ihm und Alexander liegt der große Unterschied, daß dem letzteren bei seinen Eroberungen das Bild von der Gründung eines Reiches vorschwebte, das des Schülers des Aristoteles würdig war, während Bonaparte bei seinen Siegen stets nur die Begründung seiner Person und seiner Familie vor Augen hatte.

Zwanzigstes Kapitel.

Rache.

Der hervorstechendste Zug im Character des Südländers ist der Durst nach Rache, der vorzüglich bemerkenswerth in den unteren Classen ist. Dieser unheilvolle Hang findet sich im Norden nicht, und so ist denn dieser Characterzug eine der großen Scheidungslinien zwischen den beiden Himmelsstrichen.

Ich bemerke zuvörderst, daß die Rache eine, allen durch die Phantasie beherrschten Völkern inwohnende Leidenschaft ist, weil alle in ihrem Laufe aufgehaltene Leidenschaften nothwendig eine ihrer Stärke angemessene Reaction hervorbringen.

Die Gewohnheit ohne Unterlaß gleichsam in den äußeren Gegenständen zu leben ohne sich jemals auf sich selbst zurückzuziehen, giebt allen Empfindungen und folglich auch

allen durch dieselben erregten Leidenschaften, eine außerordentliche Kraft. In den Ländern wo die Justiz langsam und kostbar ist, wo sie für den Armen gar nicht vorhanden, für Alle nur unvollkommen sich findet, da glaubt der sich selbst überlassene Mensch das Recht einer natürlichen Vertheidigung wieder erhalten zu haben und da geschieht es denn leicht, daß unter solchen Umständen zuletzt eine völlige Unbestraftheit des Meuchelmordes eintritt. Dies war der Fall im Kirchenstaate und im Königreiche Neapel vor der Revolution, indem hier die Armen sich wechselsweise morden konnten, ohne daß die Tribunale sich sonderlich um ihre Streitigkeiten bekümmerten.

Der Durst nach Rache gehört so ausschließend der Einbildungskraft an, daß wir ihn bei allen wilden Völkern finden, jedoch mit dem Unterschiede, daß wenn diese Wilden sich civilisiren, die der nördlichen Regionen schneller sich den Geboten der Vernunft unterwerfen als die der südlichen, bei denen sie oft nie vollkommen zur Herrschaft gelangen. Jene Meuchelmorde welche das neuere Rom hat, kannte das alte nicht, und ich glaube auch nicht daß Griechenland und Karthago sie kannten, weil eine die Fähigkeit des Nachdenkens voraussetzende Civilisation dem Gesetz die Leidenschaften unterworfen hatte, die dem Wohle des Ganzen entgegenstanden. Der Einfluß des Climas ist eine Ursache die nur dadurch Kraft gewinnt, weil sie immer wirkt, wie ich dies bereits weiter oben sagte, die aber allen wohl geregelten Institutionen weicht welche ihr der Mensch entgegenstellt.

Die Herrschaft welche der Mensch des Nordens selbst im Zorne noch über sich ausübt, ist so groß daß z. B. in den Schlägereien der Norweger die Zahl der Zolle an den

Messerklingen bestimmt wird, mit welchen man sich duellirt, und daß jeder Kämpfer sein Messer so hält, daß er keine tiefere Wunde damit machen kann als übereingekommen ist. Man hat mir in Copenhagen versichert daß kein Beispiel vorhanden sey, daß jemals in der Hitze des Streites ein solches Uebereinkommen verletzt worden wäre, während man dagegen bei ähnlichen Gelegenheiten in Italien immer nur darauf ausgeht, sein Opfer unversehens zu überfallen.

Die Dauer, ich möchte beinahe sagen, die Ewigkeit der Rache ist ein die Südländer unterscheidender Characterzug. Man ist in unsern Ideologien nicht aufmerksam genug darauf, daß das Gedächtniß, in der That nichts anderes als die Wiederholung dessen was wir empfunden haben, immer den Character der Eigenschaft hat, welche es darstellt. Das Gedächtniß der Einbildungskraft ist leidenschaftlich, das der Intelligenz ruhig und überlegt. Man belebt sich bei der Erinnerung an das was man fühlte; man beruhigt sich aber im Gegentheile bei jedem Gedanken, der die Form des Nachdenkens annimmt. Daher kommt es daß der Nordländer, mehr daran gewöhnt nachzugrübeln als zu fühlen, seine Empfindungen zur Ruhe bringt und sich nach und nach beherrschen lernt indem er an den Gegenstand seines Zornes denkt. Bei ihm besänftigt sich das Gefühl nach Maßgabe wie die Ueberlegung steigt; bei dem Südländer dagegen entflammt es sich, statt sich zu beruhigen bei jeder Erinnerung, so daß also die Zeit den Nachdenklichen besänftigt, während sie den Leidenschaftlichen nur noch mehr erhitzt. Man muß in Benvenuto Cellini's Leben, das beinahe wonnevolle Gefühl sehen welches er, wie er sagte, empfand, als endlich der Augenblick kam in welchem er den Gegenstand eines lan-

gen Hasses ermorden konnte. Mir ist kein Zug in der Geschichte bekannt welcher besser wie die Beschreibung dieses Meuchelmordes, die ganze Tiefe der Empfindungen der Rache enthüllt.

Die Unvollkommenheit der Criminalgesetzgebung im Süden ist eine zweite Veranlassung zu der Dauer der Rache. Scheint es doch, als wenn in Italien alles den Meuchelmörder begünstigte; die Religion, und in Latium die öden Strecken, gewähren ihm Zufluchtsörter. Der beinahe nationale Hang zur Rache wird ein Hinderniß zur Aufstellung guter Criminalgesetze und dann, wie oft ist es nicht der Fall, daß gerade die nothwendigsten Gesetze zuletzt eingeführt werden!

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Die Italiener.

Ohngeachtet der großen Anzahl Reisender welche bereits ihr Urtheil über Italien abgaben, giebt es doch wenig Nationen, die im Ganzen so verkannt werden wie die Italiener Wie die Gänse des Sancho Pansa folgten sich sonst die Reisenden in ein und demselben Wege und diejenigen, welche zu ihrem Vergnügen reiseten, wohnten in denselben Quartieren, hatten dieselben Ciceroni und dieselben Lohnbedienten; auch waren diese den Fremden einmal bestimmten Quartiere immer von denselben Schelmen und Betrügerinnen umlagert, und so fanden sich denn gleichsam in jeder Stadt ausgetretene Pfade, auf welchen die Fremden immer dasselbe sahen und hörten.

In Deutschland, in Frankreich und in dem ganzen Norden findet sich die geistige Cultur zuweilen unter dem Adel, häufiger aber immer in dem Stande, den man sonst den dritten nannte. In Italien dagegen war die oft gänzlich den Bedienten und den Mönchen überlassene Erziehung des Adels so schlecht, daß sich derselbe nicht selten nicht einmal durch seine äußeren Sitten von den geringen Volksclassen unterschied. Indessen mangelte es doch nicht in einigen Städten an Ausnahmen von dieser Regel und die kleine Zahl von Personen beiderlei Geschlechts, welche einigen Unterricht genossen hatten, bewies hinreichend daß bei einer gleichen Erziehung mehr Geist und Kenntnisse im Ganzen im Süden seyn würden, als im Norden: denn es verhält sich mit dem Geiste in den beiden Climaten wie mit den Früchten der Erde. Nur durch eine fleißige und bessere Bebauung ist der Norden im Stande ein Uebergewicht in dieser Hinsicht über den Süden zu haben.

Um Italien richtig zu beurtheilen und seine Einwohner kennen zu lernen, müßte man sich von den gewöhnlichen Straßen entfernen, jene Gesellschaften aufsuchen in welche die Fremden gewöhnlich nicht zu kommen pflegen, alle Classen der Einwohner ins Auge fassen und sich in den kleineren Städten aufhalten.

Während meines Aufenthaltes zu Bologna las ich einigen Personen ein Kapitel aus Lalandes Reise vor in welchem über den Character der Einwohner dieser Stadt gesprochen wird. Mein Lohnbedienter, der sich gegenwärtig befand, schien ganz stolz zu seyn. Ich fragte ihn warum er denn eigentlich so viel Freude bezeuge. »Weil ich dies Alles gesagt habe,« erwiederte er mir, indem er mir zugleich die

Fragen mittheilte welche Lalande ihm vorgelegt, und die Antworten welche er ihm darauf gegeben hatte; auch erfuhr ich von ihm, daß Lalande sich nur einige Tage in der Stadt aufgehalten hatte, und dennoch sprach derselbe von dem Character und den Sitten der Einwohner! Aber so ist es einmal, und so werden die Reisebeschreibungen geschrieben. —

Es giebt Gelehrte, welche die Italiener nach dem Eindruck beurtheilen den Machiavell auf sie machte, und die die ganze Nation nach den Lastern einiger Großen oder nach der abscheulichen Politik eines Jahrhunderts richten, in welchem kleine Ehrgeizige weit mehr durch List und Verstellung, als durch Talente zu herrschen trachteten. Indem Macchiavell die Ränke der kleinen Tyrannen seiner Zeit wie ein Mechanikus das Räderwerk einer Maschine zeigte, enthüllte er die Triebfedern ihrer Handlungen; aber das Gemälde dieser Tyrannen ist zwar das Bild der Tyrannei der Schwachen, doch nicht das der italienischen Nation im Besonderen.

Der Einfluß welchen große Städte auf kleine auszuüben pflegen, ist in Italien bei weitem geringer wie in Frankreich, wo eine große Hauptstadt gewissermaßen das ganze Land beherrscht. Die Folge davon ist, daß die Italiener ihre Individualität bei weitem besser bewahren. Ueber Rom hinaus giebt es fast keine Gasthöfe mehr; man wohnt da bei Privatpersonen die auf die leichteste Empfehlung hin den Fremden mit einer rührenden Gastfreundlichkeit und herzlichem Vertrauen empfangen. Ich kam zu Paläſtrina (dem alten Präneſte) des Nachts mit fünf oder sechs Personen an; ehe ich mit dem Wagen in die Stadt fuhr, ließ ich mich bei dem Herrn des Hauses in welchem wir zu wohnen gedachten, anmelden und, obschon ich meinen Empfehlungsbrief verges-

sen hatte, so wurden wir doch aufs beste durch eine liebenswürdige Familie empfangen welche sogleich die Zuvorkommenheit hatte, uns die Zimmer einzuräumen die sie selbst bewohnte.

Bei einer andern Reise durch Italien wurde ich mehrere Tage durch einen Unfall welcher meinen Wagen begegnet war, an einem Orte (Macerata) aufgehalten, an welchem ich weder Bekanntschaft noch irgend eine Empfehlung dahin hatte, und ich werde es nie vergessen daß mir ein Banquier daselbst den ich nicht kannte, alle die Unterstützung anbot und gewährte, deren ich bedurfte um mich nach Rom begeben zu können.

Man sieht aus dem Angeführten (und ich könnte noch mehrere Beispiele beibringen) daß die Italiener durchaus nicht den Vorwurf des Mißtrauens und der Ungastlichkeit verdienen. Sie sind wie alle Menschen von lebhafter Einbildungskraft voll Vertrauen für denjenigen der es ihnen einzuhauchen versteht und mißtrauisch dagegen gegen jeden, der ihnen mißfällt; ja ich habe sie oft viel uninteressirter gefunden als jede andere mir bekannte Nation, allein ich glaube gern, daß wenn sie einmal betrügen wollen, sie dies besser verstehen wie die welche weniger Feinheit haben.

Auch glaubte ich zu bemerken, daß man im Norden durch ein Gefühl von Wohlwollen, vielleicht auch aus Neugierde, sehr geneigt zu einem Vertrauen gegen ankommende Fremde ist. Dieses Vertrauen geht zuweilen bis zur gänzlichen Hingebung und wird durch den Argwohn welcher am Ende leicht daraus entsteht, zuweilen gefährlich.

Im Süden urtheilt man nach den Eindrücken die man empfängt; in den Ländern dagegen wo die Empfindun-

gen minder lebhaft sind, nach den Ideen die man sich von den Sachen und Personen gemacht hat.

Bei den Menschen mit lebhafter Einbildungskraft geht das Gefühl der Idee voraus; bei den Nachdenklichen hingegen ist es umgekehrt und so geschieht es denn, daß die Ersteren leicht dem Irrthum unterworfen sind, während die Andern eben so leicht in falsche Schlüsse und Vorurtheile verfallen. Die Phantasiemenschen lieben es eine besondere Idee zu verallgemeinen; sie sagen wie die Italiener: »alle Häßliche sind ohne Werth,« oder wie die Franzosen: »dieser der Mode Trotzende ist ein Narr.« Der nachdenkende Mensch wendet im Gegentheile zuweilen ohne zu untersuchen ein ihm werthgewordenes Princip auf den ersten besten Fall an welcher ihm vorkommt. Helvetius sah alle Menschen nur durch ihr Interesse geleitet, wie Mallebranche alles in der Gottheit zu erblicken glaubte, und während Büffon überall organisirte Theilchen fand, glauben die Materialisten unserer Tage die Existenz der Ideen in der Materie anzunehmen zu müssen.

Im Norden liebt man es sich der Voreingenommenheit zu überlassen, besonders aber die Untersuchung sehr schnell zu enden, die man selbst durch seine eigenen Sinne machen kann. Bei nachdenklichen Gemüthern ist ein Hang vorwaltend, alles nach ihren eigenen Empfindungen oder nach den Ideen die sie sich gemacht haben, weit lieber wie nach der eignen Anschauung, zu beurtheilen und es scheint daß in kalten Ländern das Letzte was man thut um zu erfahren, was außerhalb vorgeht, darin besteht, daß man sich an das Fenster stellt, während man dagegen im Süden, um zu erkunden, was sich im Innern zuträgt, den Blick davon wegwendet.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Erziehung.

Wenn man eine Geschichte der Erziehung schriebe, so würde man die Kunst die Kinder zu bilden sich mit der Einsicht darin zugleich entwickeln sehen. Bei wenig aufgeklärten Menschen folgen die Eltern in ihrem Benehmen gegen die Kinder nur einem blinden Instincte. Die Idee, Menschen daraus zu bilden, der Muth, seine Launen den Grundsätzen unterzuordnen, können nur bei sehr aufgeklärten Eltern Wurzel fassen. Bei nicht civilisirten Völkern läßt man den Kindern ihre ganze Freiheit und die Eltern bestrafen sie nie eher, als wenn sie böse auf sie sind; dann schlagen sie sie in ihrem Zorne und verderben sie hernach noch mehr, indem sie sie allem Eigensinne ihres Alters überlassen.

Es ist unmöglich daß die Nordländer sich einen Begriff von der Leidenschaftlichkeit machen, welche man zuweilen in Italien, und besonders bei den Neapolitanern, von den Kindern sieht. Ich sah daselbst ein Kind von 3 oder 4 Jahren in einem solchen Zorn gerathen, daß ich seinen Biß wie den einer Viper gefürchtet haben würde. Nie kann die Leidenschaft eines Kindes bei uns, uns eine Idee von der eines Kindes in Neapel, und von dem schrecklichen Tone seines Wuthgeschreies geben; dagegen gleicht aber auch nichts ihrer Fröhlichkeit wenn sie es einmal sind. So entsinne ich mich als ich durch Astura kam, eine Stunde am Ufer des Meeres zugebracht zu haben, um den Spielen zweier Calabresischer Kinder von 8 bis 9 Jahren zuzusehen, die mit einem neapolitanischen Schiffe angekommen waren und nun in kurzen Hemden, bald am Ufer, bald in den Wellen

ſelbſt, hin und her rannten. Die Streiche und alle die Sprünge der Kinder in unſern Schulen ſind Ruhe im Vergleich der Beweglichkeit, der Gewandtheit und vorzüglich der unerſchöpflichen Erfindungsgabe, welche dieſe beiden kleinen Wilden in ihre Spiele zu bringen wußten.

Man wird einſehen, wie ſehr bei ſolchen Spielen und unter einem ſolchen Clima die Glieder ſich durch Uebungen ausbilden müſſen bei welchen Geiſt und Körper in voller Thätigkeit ſind, und daher kommt es denn auch daß die Neapolitaner den Bildhauern die ſchönſten Modelle liefern. Wenn man die Meiſterwerke des alten Griechenlands dem Genie der Künſtler jener Zeit verdankt, ſo verdanken hinwiederum ohne Zweifel dieſe Künſtler ihre Modelle, und vielleicht auch ihre Begeiſterung, den gymnaſtiſchen Schulen die nur unter dem Himmel des Südens zu gedeihen vermochten.

Die Gewohnheit einer völlig unbeſchränkten Freiheit giebt zugleich mit einer großen Entwickelung der Kräfte, auch eine noch viel größere der Leidenſchaften. Im Süden werden die Kinder niemals zu etwas angehalten was ſie zu einer gebotenen Aufmerkſamkeit verpflichtete, woher es denn kommt, daß ſie durchaus für nichts Aufmerkſamkeit haben als blos für das wozu ſie ihre Leidenſchaft eben hinzieht. Man führt ſie in die Kirche und, wenn die Eltern gerade daran denken, dann läßt man ihnen auch einige Gebete lehren und hiermit iſt denn nun die ganze Erziehung vollendet.

In allen winterlichen Ländern ſind die Kinder dagegen 5 bis 6 Monate des Jahres mit ihrer Familie unter dem väterlichen Dache. Hier, unter den Augen ihrer Eltern ſind ſie immer mehr oder minder durch das Clima beengt, das ſie zwingt ſchwerfällige Kleider zu tragen und in be-

schränkten Wohnungen sich aufzuhalten. Die Dunkelheit der Häuser und der Zwang stimmen besser zum Nachdenken als der helle Tag und die Unabhängigkeit, welche die Gewohnheit des Südens in freier Luft zu leben, giebt. Jeder Zwang aber, sey er körperlich oder geistig, schadet stets der vollkommenen harmonischen Ausbildung des Körpers und daher kommt es denn auch, daß nördlich der Alpen so wenig Gestalten gefunden werden, die in den Augen des Künstlers als Modell dienen könnten. Die Bedürfnisse der Gesellschaft und die Vertheilung der Arbeit in den Fabriken und anderwärts, bringen sogleich einige Störung in die Proportion der Glieder und es ist hierin mit den im gesellschaftlichen Zustande lebenden Menschen, wie mit den Bäumen eines Waldes, wo jeder die Richtung und die Gestalt annimmt welche ihm der kleine Raum den er behauptet und die Nachbarn, die ihn umgeben, erlauben, während daß der Baum welcher sich des ganzen Einflusses von Luft und Sonne erfreut, die ganze Schönheit seiner Formen und den ganzen Reichthum seiner Vegetation zu entwickeln vermag.

Wenn es im Süden wild leidenschaftliche Kinder giebt, so sind ihre Eltern es nicht weniger. Ich sah zu Marino eine Mutter ihr Kind von 4 bis 5 Jahren in einem Anfalle von Wuth gegen eine Mauer werfen und es hierauf so lange mit Füßen treten, bis es nicht mehr schreien konnte. Nahe bei dem Hause welches ich in Albano bewohnte, war eine Mutter die, erzürnt über das Geschrei ihres Kindes in der Wiege, es zuweilen dermaßen schlug, das dessen Geschrei zuletzt in eine Art von Röcheln überging das mich, als ich es zum ersten Male hörte, glauben machte, das Kind würde sterben. Wirklich geschieht dies auch, wie man mir

ſagte, nicht ſelten in Folge ſolcher Behandlung. Die Polizei bekümmert ſich übrigens nie um dergleichen und eben ſo wenig mengen ſich die Nachbarn hinein. Dieſe Iſolirung der Familien iſt übrigens ein characteriſtiſcher Zug bei den ſüdlichen Nationen, der ſeinen Grund in der Ungeſelligkeit ihrer Leidenſchaften und in der Gewohnheit außerhalb den Mauern ihrer Häuſer zu leben, hat.

Dieſe ſelben jähzornigen Eltern erlauben dagegen aber auch wieder ihren Kindern alles wenn ſie nicht im Zorne ſind. Wenn die Kinder ſie nicht ſelbſt beleidigen, können ſie ungeſtraft alles Andere in der Welt begehen und in manchen Gegenden iſt es gefährlich ſich ihren Ungezogenheiten zu widerſetzen. Man denke nun, wie ſehr die Reibung unter ſolchen Kindern und unter ſolchen Eltern, die Leidenſchaften erregen muß und wie ſehr eine ſolche Erziehung geeignet iſt, den Gebrauch der Vernunft zu erſticken.

In den ſehr policirten Ländern des Südens und ſelbſt in der beſten Geſellſchaft, ſieht man, jedoch unter andern Formen, Züge einer nicht minder ſchlechten Erziehung. Ich erinnere mich z. B. daß man bei einem Mittagsmahle in einer großen Stadt dem ich beiwohnte, auf die Erziehung zu ſprechen kam. Nachdem ich geäußert, daß man die Kinder im ſüdlichen Frankreich verdürbe, hatte ich ſogleich einen Kampf zu beſtehen und ich führte demnach mehrere Beiſpiele zur Begründung meiner Meinung an. Eine Dame aus der Geſellſchaft nahm hierauf meine Parthie und erzählte nun die Geſchichte eines kleinen Mädchens, das, ſehend daß eine ihrer Geſpielinnen beſſer geputzt war wie ſie, das Kleid derſelben muthwillig mit Oehl begoß, ohne daß ihre Verwandten ſie dieſerhalb beſtraften. Weiter erzählte

sie uns noch, indem sie zugleich die Stadt und die Personen nannte, daß ein kleines Kind, nachdem es die Lust bekommen hatte einem alten Manne, der zu seinem Vater gekommen, eine Ohrfeige zu geben, zu weinen und mit Füßen zu strampeln, anfing, weil es die Backen des Alten nicht erreichen konnte und dies so lange fortsetzte, bis der Vater desselben es auf den Arm nahm, um es zu besänftigen. Nachdem man nun von dem Bauer die Einwilligung erhalten hatte, daß er sich von dem Kinde wolle schlagen lassen, näherte der Vater auch wirklich das kleine Ungeheuer dem Kopfe des Greises, und erlaubte ihm den Mann zu ohrfeigen, so viel es wollte.

Die Herrschaft welche die Kinder über ihre Eltern erringen, ist an sich eine sehr legitime; es ist die, welche ihnen ihr richtiger Tact, und vorzüglich ihre immerwährende Beweglichkeit giebt. Auch ist es eine feststehende Wahrheit, daß die Menschen, und selbst die Thiere welche in Gesellschaft mit einander leben, auf die Länge der Eine über den Andern, in Folge der Ueberlegenheit ihrer Kräfte, eine Herrschaft über einander gewinnen, was eben so natürlich ist, als daß bei Flüssigkeiten von verschiedener Schwere jede Einzelne ihr Niveau zu erhalten sucht. Kinder die immer aufgeweckt sind, und die dabei einen sehr feinen Tact haben um die Schwächen ihrer Herren auszukundschaften, beherrschen stets auf die Länge träge Eltern, welche wenig daran gewöhnt sind ihre Denkkraft zu üben und daher auch der vernünftigen Grundsätze ermangeln.

Im Norden, und vorzüglich im nördlichen Deutschland und in Dänemark, ist die Erziehung in allen Ständen, besonders aber in den mittleren, höchst sorgfältig. Sie ist es

ganz vorzüglich da, wo die reformirte Religion herrscht, und ich glaube, daß es daselbst unter den Leuten geringen Standes eben so wenig Menschen giebt, die nicht lesen, schreiben und rechnen können, wie man im Süden in derselben Classe welche findet, die mit diesen ersten Anfangsgründen aller Wissenschaften, ohne die nichts gedeihen kann, bekannt sind.

In den Ländern in welchen es Leibeigene giebt, wie z. B. in Dänemark, haben die Herren, denen die Verpflichtung obliegt für den Unterhalt ihrer Hörigen zu sorgen, sich ein Geschäft daraus gemacht sie so gut zu behandeln, daß die Abschaffung der Knechtschaft sich noch viel vortheilhafter für den Herrn wie für den Knecht selbst zeigte. So lange die Hörigkeit bestand, war das Land schlecht bebaut und der Grundherr verlor; natürlich, denn der Bauer der nicht für seinen eignen Vortheil arbeitete und es recht gut wußte daß sein Herr schuldig war ihm Nahrung und Dach und Fach zu geben, arbeitete wenig und schlecht, selbst auf seinem Gute, *) so daß also natürlich Alle bei dieser Einrichtung verloren.

---

*) Die Bauern besaßen ein Stück Landes dessen vollen Nießbrauch sie unter der Bedingung hatten, daß sie zugleich das Land des Herrn mit bestellen mußten. In ihrem Ursprunge war diese Einrichtung die natürlichste Sache von der Welt. Anstatt mit Gelde zu bezahlen, was er nicht hatte, bezahlte der Herr die Arbeit seiner Bauern mit einem Stücke Land, das er im Ueberflusse besaß. Je geringer damals noch der Handel, die Industrie, die Bevölkerung und die Masse der umlaufenden edlen Metalle war, je passender mußte diese Einrichtung seyn. Der Bauer war an die Scholle gebunden, wie der Pächter es an dem Contract ist; allein, als durch die allgemeinen Fortschritte des Ackerbaues und der Aufklärung die Bedürfnisse sich vermehrten, da wurde diese

Seit der Abschaffung der Leibeigenschaft haben die Herren die edle Gewohnheit beibehalten, sich um das Wohl der Bauern auf ihren Gütern eben so zu bekümmern wie um das ihrer Kinder und die achtbare Familie derer von Reventlow z. B. hegt eine solche Sorgfalt für den Unterricht ihrer Bauern, daß ich bei einem der Herren dieses Namens Haufen von Schreibbüchern sah, die der Schulmeister seines Dorfes eingesendet hatte.

Der religiöse Unterricht ist, wie es mir scheint, in Dänemark so gut wie er nur seyn kann, und dies ist eine große Wohlthat, weil, abgerechnet aller andern Vortheile, dies das einzige Mittel ist um dem Fanatismus vorzubeugen der durch die Fortschritte der Mystik England jetzt zu verheeren scheint, und dessen Folge, wie dies immer bei der Ueberspannung der religiösen Ideen der Fall zu seyn pflegt, leicht ein Rückfall in den Unglauben seyn kann, wie wir dies unter Carl II. sahen, wo auch die Irreligiösität dem Puritanismus folgte.

Es giebt zwei kleine, an einander grenzende Völkerschaften in der Schweiz, wovon die eine im Canton Bern, die andere im Canton Lucern liegt *), und bei denen Re-

---

Einrichtung unzulänglich und der Boden des Herrn wie der des Bauers, litten auf gleiche Weise dabei, so daß also die Abschaffung der Hörigkeit für Alle zur Wohlthat ward.

*) Ich kenne kein kleines Völkchen das liebenswürdiger wäre als das von Entlibuch. Ein seltsamer Gebrauch herrscht übrigens hier. An einem bestimmten Tage im Jahre sendet nehmlich ein Dorf dem andern eine Art von Waffenherold zu, der verkünden muß, daß man vorhabe den Anderen alle die Thorheiten, welche sie im vergangenen Jahre begangen hätten, vorzusingen. Selten wird dieser Scherz übel aufgenommen. Die Verse dieser Vergbe-

gierung wie Clima zwar faſt dieſelbe ſind, dennoch aber die eine derſelben bei einem gleichen Boden arm, und die andere in ihrer Art wohlhabend iſt. Indem ich mich im dieſem Lande aufhielt, ward ich von dieſer Ungleichheit der Glücksgüter bei, dem Anſchein nach gleichen, Verhältniſſen ſehr überraſcht; aber, mir die Sache näher betrachtend, ſah ich, daß dieſe Ungleichheit des Wohlſtandes ihre Quelle in der Erziehung hat. Im katholiſchen Entlibuch konnte das Volk weder ſchreiben noch rechnen, während daß im reformirten Berner Emmethal jeder in dieſer Hinſicht gut unterrichtet war. Dieſer einzige Umſtand reichte hin, um das katholiſche Land dem proteſtantiſchen tributbar zu machen.

Eine Geſchichte der Erziehung würde ein eben ſo neues, als anziehendes Gemälde geben; man würde da ſehen, wie nach und nach mit der Aufklärung die Achtung für dieſe erſte aller Künſte wuchs. Es ſind jetzt ohngefahr ſechzig bis achzig Jahre her, daß in Dänemark das Mädchen, welches dazu beſtimmt war, die Kinder zu warten, mit der Viehmagd auf gleicher Stufe ſtand; jetzt giebt es kein Land in Europa in welchem man die Vortheile, die eine gute Erziehung gewährt, mehr würdigte. Sowohl die öffentlichen, als die Privatſchulen ſind dort eben ſo ausgezeichnet, als die häusliche Erziehung; indeß findet man dennoch in jenem Lande, daß unter dem Adel im Ganzen vielleicht weniger Unterricht herrſcht, wie in den mittlern Claſſen, was denn ein großer Uebelſtand iſt.

---

wohner ſind bald lang bald kurz, je nachdem die Lunge des Poeten, der bei jedem Abſchnitt friſchen Athem ſchöpft, aushält. Dieſe Lucerner lieben übrigens den Tanz und ſind gute Muſiker.

Man findet in Copenhagen zahlreiche Familienvereine, in welchen man Personen von allen Altern antrifft, und da es den Eltern keine Ehre machen würde, schlecht erzogene Kinder mitzubringen, so zwingt sie dies gewissermaßen schon dazu, sorgfältig über dieselben zu wachen; auch lernen hier die Kinder früh sich selbst achten, und ich kenne in der That nichts angenehmeres, als solche Vereinigungen von Personen jeden Alters. Allerdings können aber solche Vortheile nur in Ländern Schätzung finden, wo man auch etwas mit einander zu sprechen hat, was immer einigen Unterricht und eine Herzensvereinigung voraussetzt, die sich nur durch Aufklärung zu erhalten vermag.

Im Süden ist die Erziehung aller Stände in die Hände der Mönche gefallen und, obschon die Geistlichkeit nicht immer hinter ihrem Jahrhundert zurückblieb, so vermögen doch die besondern Ansichten dieser Corporation und die klösterliche Erziehung, welche sie selbst erhält, keine guten Unterrichter aus ihnen zu bilden.

Oft habe ich mich in Italien damit unterhalten in den Kreuzgängen der Klöster die Darstellung der Wunder mit anzusehen, mit welchen die Mönche die Köpfe des Volks anfüllen. Dergleichen Wundergeschichten bilden den größten Theil des Glaubens des Volkes.

Die einzigen Wahrheiten die gut für alle Kinder jeden Alters sind, sind die des Herzens, denn natürlich schließen sie sich am innigsten den einfachsten Kenntnissen über den Menschen und seine Beziehungen an; durch sie gelangt man endlich zu den großen Principien der wirklichen Religion.

Eine kapuzinermäßige Erziehung führt nothwendig zum Fanatismus. Ein Mensch, der ohne Vernunft glaubt, ver-

mag sich nicht durch Vernunftgründe zu vertheidigen. Ueberdem: es führt nichts unfehlbarer zur Unduldsamkeit, als wenn man sich selbst seine Schwäche eingestehen muß, denn weil man dann nichts Vernünftiges mehr entgegen zu setzen weiß, so erzürnt man sich über die Meinung derer, die nicht mit uns übereinstimmen. Den Geist aufklären heißt die Toleranz befördern. Eine mönchische Erziehung giebt aber nicht allein falsche Ansichten, sondern sie macht auch, indem sie den Geist auf andere Wege, als die der Wahrheit, leitet, unfähig, richtig über irgend etwas zu denken.

Das ganze Streben der menschlichen Vernunft geht dahin, zu lernen, nur das zu glauben, was auf vernünftigen Grundsätzen beruht. Den Menschen lehren, blind und gegen die Vernunft zu glauben, heißt, ihnen das edelste Geschenk der Gottheit, die Vernunft, trüben.

Für die nördlichen Völker ist es ein ungeheurer Vortheil, daß die Erziehung bei ihnen nie in die Hände der Bettelmönche fiel. Diese Orden haben im Süden einen solchen Einfluß auf das Volk gewonnen, daß man sie als die wahren Unterrichter desselben betrachten kann. Die Kapuziner aller Farben waren dort das für das geringe Volk, was die Jesuiten für die höhern Stände waren; sie verfügten über den Geist der Nation, eine Sache, die nie im Norden statt fand.

In Italien, und beinahe in allen südlichen Ländern, hatte die Galanterie die Familienbande gelöst und nur zu oft blieben daher in den Häusern der Großen die Kinder der Aufsicht unwissender, abergläubischer und sittenloser Dienstleute überlassen.

Was im Süden den guten Unterricht des Volks beinahe unmöglich macht ist, daß das Clima es den Landleuten fast durch das ganze Jahr erlaubt, auf dem Felde zu seyn, wo sie denn ihre Kinder den ganzen Tag beschäftigen, so daß keine Zeit dazu bleibt, sie in die Schule zu schicken. Uebrigens fühlen die Italiener sehr lebhaft das Bedürfniß nach Unterricht, und ich entsinne mich, daß, als ich einst eine Rechnung mit einem Stallknechte abzumachen hatte und diesen fragte, ob er sie mir wohl aufschreiben könne, er mir stolz erwiederte: »Glauben Sie denn, mein Herr, daß ich Stallknecht seyn würde, wenn ich schreiben könnte?«

Im südlichen Frankreich, z. B. zu Hyeres, besteht ein nützlicher Gebrauch. Die Mütter welche auf Arbeit gehen, geben während ihrer Abwesenheit ihre kleinen Kinder einer Frau, die für jedes derselben den Tag einen Sous empfängt, wofür sie denn die Aufsicht führt. Dies ist ohngefähr der Standpunkt auf welchem die Volkserziehung in der Provence steht.

Ich sagte, daß die Erziehung mit der Aufklärung Hand in Hand ginge. Es ist schon ein großer Schritt in der Geschichte des Menschen, wenn er erst so weit ist, daß er seinen Geschmack und seine Launen einigen vernünftigen Grundsätzen unterordnet. Eine edle Aufopferung seiner selbst ist keine gewöhnliche Sache bei dem Volke, und bei den Vornehmen eben so wenig; aber eine gute Erziehung setzt vielmehr die Aufopferung der ersten Eindrücke der Gefühle, als viele Kenntnisse voraus. Es giebt wenig zärtliche Väter und noch weniger zärtliche Mütter, die sich nicht von Vergnügen durchdrungen fühlen, wenn sie das

Gute an ihren Kindern sehen; aber nichts ist schwerer, als immer mit einiger Strenge die Beziehungen vor Augen fest zu halten, welche zwischen den kleinen Menschen, den man erzieht, und dem Menschen, den man daraus machen möchte, bestehen. Der Vater, welcher seinem Kinde erlaubte, den Greis zu schlagen, würde gewiß vorgeben: »Das arme Kind hat eine zärtliche Gesundheit und ist sehr reizbar; und warum sollte man den wunderlichen Einfall, jenen alten Mann zu schlagen, nicht seinem Alter zurechnen?« Die moralischen Grundsätze sind für die Menschen, so bald dieselben das Herz zu bekämpfen haben, so wenig bindend, daß man fast immer verloren ist, wenn man sich nicht daran gewöhnt, sie ohne weitere Erörterung gleichsam wie von selbst zu befolgen.

Die Reichen kennen selten den wahren Werth des Geldes. Der einzige wirkliche Vortheil des Reichthums besteht darin, daß man dadurch die Mittel erhält, sich aufs beste auszubilden; mit wirklicher Bildung hat man alles, aber freilich erlangt man sie nur durch eine ausgezeichnete Erziehung vollkommen. Im Bürgerstande führt die Lage selbst eine gute Erziehung herbei. Der Sohn eines Fabrikanten wird sich in der Fabrik seines Vaters unterrichten; er wird da vielerlei Kenntnisse erwerben und das Beispiel seiner Eltern, ihre Thätigkeit, ihre Oekonomie, ihre Liebe zur Ordnung und Arbeit, werden dazu beitragen, ihn vollends zu einem nützlichen Menschen zu machen. Der Arbeiter wird schon durch die Nothwendigkeit selbst, durch seine Arbeit zu bestehen, sich zur Mäßigung, zur Klugheit und zur Sparsamkeit gewöhnen. Seine Tugenden sind demnach bei ihm eine Folge seiner bürgerlichen Lage, während daß auf der

andern Seite die natürlichen Folgen des Reichthums, Sorglosigkeit, Vergnügungssucht, Eitelkeit, Stolz und oft auch, Verachtung gegen Andere sind. Und wenn der Reiche auch so glücklich ist, so vielen Klippen in seiner Jugend zu entgehen, so ist doch fast stets darauf zu wetten, daß er nicht der des Müßigganges entgeht, welcher bei allen Völkern mit Recht als der Quell aller Laster betrachtet wird. Es giebt daher nur Eines, was im Stande ist, den Reichen vor den Lastern zu bewahren, die seiner Lage gleichsam auf dem Fuß folgen, und dies Eine ist eine wohlgeleitete Erziehung; denn es bedarf der größten Anstrengung, um den jungen Menschen, den sein Rang oder sein Reichthum so vielen verderblichen Einwirkungen unterwirft, über die Höhe seines Glücks zu stellen.

Ich habe es oft bedauert, daß einige Grundsätze über die Kunst, Kinder zu erziehen, nicht zu einem Gegenstande der Erziehung bei beiden Geschlechtern selbst, vorzüglich aber bei dem weiblichen, genommen werden. Man betrachte nur den Instinct eines jungen Mädchens; alles treibt sie an einst eine gute Mutter, eine gute Erzieherin zu werden. Wie viel Sorge wendet sie auf ihre Puppe! Wie liebkost sie dieselbe, wie schilt sie sie aus! Es fehlt wenig, daß sie ihr nicht ihre Lection lehrt. Sind dies aber nicht alles eben so viele Anzeigen, von dem Hange ihres Geschlechtes zur Erziehung? Man gebe einem Kinde ein kleineres zu erziehen, und nichts wird wohlthätiger auf dasselbe selbst wirken. Die Fehler, welche das junge Mädchen nicht an sich selbst auffindet, wird es an dem andern Kinde entdecken, und hierdurch dann auf sich selbst aufmerksam werden. Kinder bemerken immer genau das Verfahren, welches ihre Kameraden gegen sie beob-

achten und dies ist dann der Augenblick wo man ihnen das klar machen muß, was Einer dem Andern in der Welt schuldig ist. Man darf es nicht vernachlässigen Lehren zu geben, aber noch weniger ihnen das bemerklich zu machen, was das Benehmen der Kinder unter sich betrifft.

Zu allen Zeiten ist die Erziehung bewundert worden, welche der Vater des Horaz seinem Sohne gab. Dieser Vater ging vom Beispiel zur Regel. Er tadelte diesen oder jenen, weil er ein Geizhals, ein Liederlicher oder ein Verschwender war, und dann zeigte er seinem Sohne, was diese Laster schändliches an sich hatten. Lobte er einen Andern wegen seiner Tugenden, so zeigte er auch zugleich dem Sohne, welche Folgen die Tugend hat, so daß also immer jede Lehre durch ein in die Augen springendes, den Stempel der Achtung oder der Verachtung an sich tragendes Beispiel, belebt wurde.

Die Lehren, welche man einem Kinde direct giebt, werden, indem sie seiner Neigung oder seiner Eigenliebe widersprechen, niemals so tiefe Wurzeln fassen, als wenn das Kind selbst sie andern geben kann. Der Unterricht welchen man den Kindern über die Kunst Andere zu erziehen, giebt, wird daher oft eine indirecte Lehre für sie selbst werden; es wird sie aufmerksam auf sich selbst machen und wenn dann diese Kinder einst Väter und Mütter werden, so werden sie, anstatt ihnen durch den Zufall gebotene Erziehungsgrundsätze anzunehmen, im Stande seyn, bereits geübte und in ihrer Jugend ihnen schon klar gewordene Grundsätze zu befolgen *).

*) Diese Ideen könnten sehr gut in zahlreichen Familien ausgeführt werden, wo die Herrschaft der älteren über die jüngeren Kinder

Die Meinungen über die Erziehung sind in allen Ländern so gebieterisch, daß man es ungestraft nicht leicht wagen darf, sich davon zu entfernen. Ich erinnere mich z. B.

---

eine sehr natürliche Sache ist. Auch in Pensionsanstalten könnte man sie befolgen, indem hier eine wohleingerichtete Subordination der Zöglinge unter sich, große Vortheile gewähren dürfte. Indeß muß doch stets der Autorität, welche man einigen Kindern über die andern einräumt, einiger Unterricht über das Vertrauen das man ihnen schenkt, vorausgegangen seyn, und eine strenge Aufsicht über den Gebrauch, den sie von diesem Vertrauen machen, geführt werden.

Die Lancasterſche Methode ist eine der glücklichsten Entdekkungen des Jahrhunderts; nur hierdurch darf die große Allgemeinheit des Volks hoffen, eine Erziehung zu erhalten.

Um diese Methode gut zu entwickeln muß man jedoch die Kinder sehr genau kennen; wenn aber die Kenntniß des gemachten, ausgebildeten Menschen schon höchst selten und schwierig ist, so ist es gewiß die des noch unentwickelten Menschen, des Kindes nehmlich, noch viel mehr.

Die in den großen Schulen Englands angewendeten Methoden sind bis jetzt nichts, als eine glückliche Erfindung pädagogischer Zucht. Der Unterricht der Kinder durch alte Leute trägt ein Prinzip der Unfruchtbarkeit in sich, welches der Unterricht der Kinder unter einander nicht kennt. Es ist da eine Reaction der Seele des Kindes auf die seines Gleichen, die nicht statt finden kann, wenn der Unterricht durch Erwachsene gegeben wird. In den Lancasterſchen Schulen ist ein fortwährendes Streben, eine Wechselwirkung unter den Kindern, die alle ihre Fähigkeiten in Uebung bringt, und diese Bewegung der Seele ist ganz dazu gemacht, um alle intellectuellen Kräfte des Menschen zu wecken. Sehr mit Unrecht hat man das System der Nacheiferung in den Schulen in Verruf gebracht; der Wetteifer ist gut und übel, je nachdem man ihn anwendet. Tiefer als die Erwachsenen fühlen Kinder das Unrecht, und es bedarf daher nur der Ungeschicklichkeit eines Lehrers bei der Vertheilung der Belohnungen, um alles das Gute, was dergleichen Auszeichnungen hervorzubringen vermögen, in Nachtheil zu verwandeln und um ein Mittel in Miscredit zu bringen, das in den Händen eines geschickten Mannes den größten Nutzen gewährt.

daß ich zu Subiaco, einer in den Bergen von Sabinien liegenden Stadt, in einer Gesellschaft von Damen ein Kind von sechs bis sieben Monaten sah, das wie eine Schnecke in ihr Haus, in eine Fischbeinschnürbrust eingezwängt war, und da ich mich nicht enthalten konnte darüber zu lachen und zugleich das arme kleine leidende Wesen zu bedauern, so kann man sich kaum den Unwillen der Mütter gegen mich vorstellen. Als sie aber endlich, nach dem ersten Augenblicke des Zornes, im Stande waren zu sprechen, da bewiesen sie sich so beredt um mir die Trefflichkeit ihrer Methode auseinanderzusetzen, daß ich, als ich mich entfernte, beinah selbst geneigt war zu glauben, daß ein Kind ohne einen solchen schönen Fischbeinküras in zwei Stücke zerfallen müßte, indem dessen Rückgrad, nach der Behauptung jener Damen, so zerbrechlich wie Glas sey.

Was die Masse der Menschen, und darunter selbst diejenigen mit, welche man die vernünftigen nennt, am mehresten leitet, das sind die Gewohnheiten und Gebräuche des Landes oder der Stadt, in welcher sie wohnen. Im südlichen Frankreich ist der Grundsatz der mehrsten Mütter der, daß es nur ein Alter für das Glück giebt, die Kindheit, und daß man daher die Kinder dieses Glückes nicht berauben darf indem man ihrem Willen entgegen ist. Diesen Grundsatz haben sie buchstäblich aus einer Phrase von Rousseau genommen ohne zu beachten, daß dessen Emil gänzlich dem Sinne widerstreitet den sie hineinlegen.

Ehe Rousseau in Frankreich eine Autorität in Hinsicht der Erziehung wurde, war das Schlagen der Kinder nur zu gewöhnlich, und man darf wohl annehmen, daß dieselben Personen welche jetzt ihre Kinder durch zu große Nachsicht

verderben, sie schlagen würden wenn der Gebrauch die Kinder zu schlagen, noch durch die öffentliche Meinung festgestellt wäre; so wenig eigne Ueberlegung herrscht bei der großen Mehrzahl der Menschen, die nur immer entlehnten Ideen folgt! —

Anfänglich war die Erziehung bei allen Völkern nur eine häusliche, und da jede Familie abgeschlossen für sich lebte, so war auch die Erziehung der Kinder in derselben nichts wie die Nachahmung dessen, was die Eltern selbst bei ihren Verwandten gesehen hatten. In einer spätern Zeit scheint es daß die Familien nach und nach die besondern Gebräuche sich aneigneten, welche jeder Stand sich gab. Durch die Komödien aus Molieres Jahrhundert sieht man, daß es in Frankreich eine Periode gab, wo jede Classe der Gesellschaft und jedes Gewerbe, seine eigenen, scharf bezeichneten Sitten, Manieren, Tracht und Sprache hatte. Der Rechtsgelehrte von damals der Hofmann, der Soldat, der Arzt, der Partheimensch, der Frömmler — ohne die Herren Purgons zu rechnen — erscheinen uns heute als Karrikaturen, während sie zu ihrer Zeit nur treue Portraits waren. Man sieht hieraus daß man zu Moliers Zeiten fix und fertige Modelle für die Komödie hatte und nothwendig mußte sich aus dem Contraste so vieler scharfgezeichneter Arten von Menschen eine gute Comik ergeben. Die Trachten und das äußere Benehmen, durch welche jede Classe der Gesellschaft so zu sagen, auf den ersten Anblick bezeichnet war, mußten ebenfalls nothwendig auf den persönlichen Charakter wirken der sich damals viel schärfer ausdrückte als heutzutage, wie dies ohngefähr auch derselbe Fall bei den Thieren ist, indem das einsam und wild lebende Thier einen weit stärker hervorspringenden Charakter hat,

als es ihn hat, wenn es gezähmt worden ist. Noch mehr, die so scharf bezeichneten Manieren in Molieres Jahrhundert eigneten sich viel besser wie das Leben in unserer Zeit, zur Nachahmung der Komödien des Plautus und Aristophanes, die gleichfalls in Zeiten scheinen geschrieben worden zu seyn, welche eben so fruchtbar an Karrikaturen waren, als es das Jahrhundert des Moliere war.

Eine der merkwürdigsten Wirkungen der Erziehung bei den Neuern, und vorzüglich bei den Franzosen, ist durch Montesquieu bezeichnet worden, als er sagte: »Wir empfangen dreierlei Erziehungen: die von unsern Vätern, die von unsern Lehrern und endlich die von der Welt; was uns aber die letztere lehrt, wirft alle die Ideen der erstern beiden um.«

In Frankreich mehr wie irgend wo anders fand der junge Mensch in der Welt den Unterricht, der ihn einst leiten soll. Was diese Erziehung aber besonderes hat, verdankt sie der großen Geselligkeit der Nation, die besser wie jede andere ihre Ideen zu entwickeln versteht.

Der lebhafte Umlauf der Ideen ist aber für den Geist das, was der rasche Umsatz der Waaren für den Handel ist, eine wahre Quelle des Reichthums. Eben so selten wie der Kaufmann seine Waaren umsetzt ohne dabei zu gewinnen, eben so selten tauscht auch der Mensch seine Ideen ohne Vortheil aus.

Das Bedürfniß in der Unterhaltung mit aufgenommen zu werden, zwingt in Frankreich die denkenden Menschen, eine große Klarheit in den Vortrag dessen zu bringen, was

sie darlegen wollen *), und dies hat denn die Folge, daß ihre Ideen viel schneller in Umlauf kommen, und gewisser-

*) Man spricht viel von der Klarheit der französischen Sprache, indeß sollte man sie nicht ihrer Klarheit wegen loben, denn es giebt keine Sprache, die mehr Aufmerksamkeit verlangt, wenn man sich klar darin ausdrücken will, als eben die französische. Die Deutlichkeit der französischen Autoren kömmt vielmehr von der großen Geselligkeit der Nation, als von der Sprache selbst her. Diese Geselligkeit der Nation hat die Sprache derselben zum Behuf des leichtern Verkehrs in der guten Gesellschaft gleichsam in Scheidemünze umgeprägt. Wissenschaftliche Ausdrücke sind aus der Umgangssprache verbannt, und eben so werden alle streng logische Formeln und lange Raisonnements vermieden. Die langen Phrasen werden nicht minder selten aufgenommen, indem man sie, und das mit Recht, für den Ausdruck leidenschaftlicher Bewegungen aufspart. Die großen deutschen, lateinischen und italienischen Perioden, wo das am Ende derselben hingestellte Verbum oft eine Menge in einander geschachtelter Sätze verbindet, sind dem ungeduldigen Geiste der Unterhaltung fremd.

Dieser Geist beruht wesentlich auf einem richtigen Tacte; er setzt einen schnellen Ueberblick des Gefühls voraus, das sprechen macht, und selbst desjenigen, welches zum Schweigen bewegt; er setzt ferner auch eine doppelte Aufmerksamkeit auf den Gegenstand, von welchem man spricht und auf die Gesinnung, von welcher gesprochen wird, voraus. Diese doppelte Aufmerksamkeit findet man besonders bei den Frauen und zuweilen auch bei den Großen vorherrschend. Sie schließt naturgemäß lange, mehr für die Tribune als für das Gesellschaftszimmer sich eignende, Redesätze aus.

Die große Geselligkeit der Franzosen giebt natürlich ihrer Sprache das Gepräge der leichten Unterhaltung, und da die Sprache nothwendig wieder auf die Ideen wirkt, so befördert sie rückwirkend wieder die Geselligkeit.

Keine Sprache ist so reich an Gemeinplätzen wie die französische, keine hat eine solche Masse besser gefügter gesellschaftlicher Ausdrücke; daher hört man auch in allen Ländern Europas die gebräuchlichen Begrüßungen und alles das, was zu den geselligen Formeln gehört, französisch ausdrücken.

Eine andere Ursache der Deutlichkeit der französischen Sprache entspringt aus dem vielfachen Gebrauche der Unterhaltung, die

maßen zu einer gangbaren Münze durch den Gebrauch, den man davon macht, werden.

Der Gebrauch, immer in der Welt zu leben, muß nothwendig in Frankreich bedeutend auf die Jugend einwirken und besonders ihrem Benehmen eine eigene Richtung geben.

---

den unschätzbaren Vortheil gewährt, daß man die Wirkung kennen lernt, welche man durch das Wort hervorbringt, eine Wirkung, die derjenige nicht ahnet, welcher die Probe nicht gemacht hat. Die Kenntniß dieser Wirkung ist es aber, welche den Autoren lehrt, klar und deutlich für einen jeden zu schreiben.

Wenn ein Werk in Frankreich Glück machen soll, so muß man es gleichsam in Conversation mit der Nation bringen. Eine Gesellschaft die in Paris den Ton angiebt, giebt ihn auch im ganzen Reiche an. Um Leser zu haben, sucht man sich seinen Richtern verständlich zu machen, und dies zwingt natürlich zu einer Klarheit im Ausdrucke und in den Ideen, die diesen Richtern, d. h. den Weltleuten, einleuchtet.

Aber, jemehr Geselligkeit bei einer Nation herrscht, jemehr wird die Sprache in den Kreis der wenig ausgedehnten Ideen derer eingezwängt, die man die Welt nennt, mit andern Worten, je ärmer wird sie.

Diese Armuth ist eine der Haupturſachen der Dunkelheit der französischen Sprache, weil, je weniger einzelne Bezeichnungen es giebt, nothwendig die Bedeutung eines und desselben Wortes sich mehren muß, und weil dann der Bau des Redesatzes oder sonst irgend eine Eigenheit, allein den Sinn des angewendeten Wortes giebt, ein Sache, welche die andern Schwierigkeiten dieser Sprache noch bedeutend vermehrt. Noch mehr! die Laune und der besondere Geschmack einer Gesellschaft, mit einem Worte, die Mode schreibt zuweilen Worte vor, oder führt welche ein, die nur dazu dienen, gerade irgend eine aufgefaßte Idee auszudrücken. Zu diesen Ursachen der Undeutlichkeit gesellen sich nun noch die zur Bezeichnung der Ideen welche sie ausdrücken sollen, ungenügenden Pronomen, welche, Fallstricken gleich in der Rede aufgestellt, unaufhörlich dazu zwingen, auf seiner Huth zu seyn, und dem Sprechenden den Ausdruck eben so erschweren, wie ein schlechtes Werkzeug dem Arbeiter die Arbeit.

Man glaube nicht, daß die Höflichkeit der Umgangsformeln in nichts als in leeren Gebräuchen bestehe. Die wahre Höflichkeit hat ihre Quelle in den schätzenswerthesten Eigenschaften des Herzens, denn sie lehrt uns, gehässige Leidenschaften zu unterdrücken; sie weist uns an, uns nicht blos mit uns selbst, sondern auch mit Andern zu beschäftigen; sie verbannt alles was Andere verletzen kann, und treibt dazu an, Andern, sowohl durch Wort als That die Achtung zu erweisen, die ihnen zukömmt. Ursprünglich konnte der Ausdruck dieser Höflichkeit nur der eines wahren Gefühles seyn; als er aber aufhörte dies immer zu seyn, da haben sich mindestens seine Formen in dem Benehmen und in der Sprache erhalten.

Später, und als man begann, mit der Tugend zu spielen, da kam man auf die Verhöhnung und die Mistification, die unter der Maske der Achtung und der Ehrfurcht alles was sich dessen nicht erwartete, angriffen, und endlich führte der Contrast zwischen den verdorbenen Sitten mit dem zur Gewohnheit gewordenen Ausdruck der Achtung, die Doppelsinnigkeit in der Sprache herbei und endete damit, den Gegensatz zwischen dem Worte und dem Benehmen aufzustellen.

Als hierauf die Revolution das ganze Gebäude der geselligen Einrichtungen in Frankreich über den Haufen warf, stürzte auch alles Heuchlerische damit nieder und man kam auf die Natürlichkeit zurück. Diese Natürlichkeit, gut bei dem Einen und schlecht bei dem Andern, bildete sich nicht nach Gebräuchen die schon fest standen, sondern nach dem augenblicklichen Character der Revolution und dem besondern jedes Einzelnen.

Sprache, Sitten und Benehmen, alles mußte wieder aufgebaut werden; da aber das Licht des Jahrhunderts, weit entfernt erloschen zu seyn, sich im Gegentheil überall durch das Verschwinden der Hindernisse mehr ausbreitete, so gewannen auch die neu entstehende Art zu Seyn und die Sitten nach und nach, theils durch das Verschwinden alter Abgeschmacktheiten, theils durch das, was der durch Erfahrung belehrte Verstand und die immer mehr sich ausbreitenden Kenntnisse gaben, einen guten Grund und Halt.

Eine der großen Wirkungen, welche der allgemeine Umsturz auf die Sprache hervorbrachte war, daß mehr oder minder alle Idiome vermischt wurden, indem aus der Sprache, wie aus den Sitten und den Gebräuchen, fast alles das verschwand, was vom alten Frankreich noch geblieben war. Die alle Stände treffende fast überall eingeführte Conscription, und die mit allen Nationen geführten Kriege, ließen überall, indem sie die abgeschloßnen Idiome vernichteten, die Spuren einer bessern Sprache hinter sich; das Bedürfniß, zu lesen, wuchs mit der Zahl der Leser, und von nun an wurden die Zeitungen fast durch die ganze Welt gleichsam ein Lebenserforderniß.

Es sey mir nur noch ein Wort über den Nationalunterricht erlaubt.

Der wahre und einzig nützliche Nationalunterricht ist der, welcher den Geist gerade auf die Ideen leitet, die jedem Stande am angemessensten sind. Der Tagelöhner und der Landmann muß seinen Ackerbau, der Gärtner seinen Garten, der Hirt die Viehzucht, der Winzer den Weinbau verstehen. Dieser Unterricht ist der einzige welcher dem Volke Nutzen bringt, weil er auf den Grund von Ideen gebaut

ist, die eines Jeden Gewerbe inwohnen; und nur auf diesem, schon durch die häusliche Erziehung und das Lebensbedürfniß vorbereitetem Grunde keimt der Saame einer weitern nützlichen Ausbildung. Der Landmann welcher einige Kenntnisse in einer Musterwirthschaft gesammelt hat, wird dann bei seiner Arbeit nicht mehr wie so häufig, gedankenlos verfahren, sondern sich daran gewöhnen, sich Rechenschaft von dem zu geben was er thut, und indem sich seine Kenntnisse mehr und mehr erweitern, werden sie ihm seinen Stand lieber und angenehmer machen. Die sich in dem Kreise des Standes von einem Jeden ausbildenden Ideen schließen auch wieder einen Jeden in den Zirkel der Ideen ein, die für ihn gehören.

Diejenigen, welche den Unterricht des Volkes scheuen, fürchten stets daß die Kenntnisse welche man demselben giebt, es dahin bringen über Dinge zu grübeln, die weder seines Standes, noch seines Berufes sind. Das beste Mittel diesem Uebel zuvorzukommen, ist aber nicht, den Geist eines Jeden sich selbst zu überlassen, sondern die Kenntnisse jedes Einzelnen auf den Punct hinzuleiten, wo er steht. Der Geist der Menschen auf die eine Seite, und ihren bürgerlichen Beruf auf die andere stellen, heißt die Ordnung und den Staat untergraben. Damit befestigt man dagegen die sociale Ordnung wenn man die Kenntnisse eines Jeden dem Kreise seiner bürgerlichen Beschäftigungen, und seine Ideen den Pflichten seines Standes anpaßt.

Die Hauptsorge des Volkes ist die für seine Bedürfnisse. Ohne Unterlaß mit den Mitteln beschäftigt um seinen Unterhalt zu gewinnen, wird natürlich der Einzelne ein stets reges Interesse für das hegen, was seine Lage verbessern

kann, und jeder Unterricht der dieſem Gefühl entſpricht, wird immer die beſten Früchte bringen und dem Menſchen ſelbſt zu einer Quelle des Glücks werden; denn es gehört zu den Genüſſen die ein ſolcher Unterricht verſchafft, daß das Vergnügen in Einklang mit den Pflichten des Standes gebracht wird. Dies iſt der Boden, aus welchem die anſtändigen und erlaubten Genüſſe keimen, ohne die das Leben des Menſchen weder vollſtändig, noch glücklich, noch ruhig iſt.

Nicht einzelne ſchöne Güter, nicht jene hier und da ſich findende und bewunderte gelehrte Cultur, bilden das Glück einer Nation, ſondern die Allgemeinheit einer guten Cultur die, wenn ſie allgemein ſeyn ſoll, auch einen allgemeinen, guten Unterricht vorausſetzt. So wie jedes Dorf Brod haben muß, eben ſo unentbehrlich iſt jedem Einzelnen der Unterricht.

Man täuſche ſich nicht hierüber; bei dem Volke iſt ein nützlicher Unterricht die Baſis des moraliſchen Unterrichts. Ein Unterricht, der dem Stande und den Arbeiten eines jeden angepaßt iſt, verſchafft den Menſchen die Ideen von Ordnung welche immer die Grundlage der Gerechtigkeit und die Quelle der guten Sitten ſind. Der Einzelne wie die Geſammtmaſſe der Nation, hat ſein Maaß von Ideen, und diejenigen welche man nicht der Ordnung weiht, verfallen der Unordnung. Was ſoll der Menſch mit ſeiner Thätigkeit anders machen als ſie dem Guten weihen? Die Unwiſſenheit iſt nicht immer ein Zeichen von Geiſtloſigkeit, ſondern weit öfter dagegen die dem Zufall überlaſſene Denkkraft, die eben darum oft ſchädlich wird. Man fürchtet die Verführung und Empörung? Aber wird man wohl dadurch, daß man die im Volk verbreiteten Ideen ganz nach Gutdünken den Ein-

wirkungen der Leidenschaften überläßt, dahin gelangen, den socialen Zustand festzustellen?

Um dieses lange Capitel zu endigen, bemerke ich nur noch, daß zwischen der Erziehung des Nordländers und der des Südländers der große Unterschied besteht, daß im Norden der Mensch sein Wissen durch Nachdenken, im Süden dagegen meist durch Anschauung erhält.

Der Südländer wird immer eher einen gewissen Grad der Civilisation erreichen als der Nordländer; dafür wird aber auch die langsam reifende Civilisation im Norden viel unfehlbarer zu vernünftigen Grundsätzen gelangen. Folge davon ist, daß die Einbildungskraft sich im Süden schneller entwickelt, im Norden aber der Verstand.

Wenn der Mensch im Norden seine Erziehung vernachlässigt, so sinkt er tiefer hinab wie der im Süden, dem eine gewisse Bildung, die ihm die äußern Eindrücke und die seiner Leidenschaften geben, niemals ganz fehlen kann.

Im Norden ist das Buch der Natur den Menschen durch vier bis fünf Monate verschlossen, während daß es im Süden immer offen vor seinen Blicken daliegt. Bei den civilisirten Nationen des Nordens werden die langen Winter zur inneren Entwickelung des Geistes benutzt, während dagegen im Süden alle Monate im Jahre nur darum da zu seyn scheinen, um die Einbildungskraft der Bewohner jener glücklichen Gegenden zu verführen.

Im Süden rückt die Civilisation schneller vor, steht aber auch leichter still; im Norden ist die langsam vorschrei-

tende Gesittigung auf feste Grundlagen gebaut und erfreut sich jener Art von Unsterblichkeit, welche Wissenschafften und Vernunft geben.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Einfluß des Climas auf die Empfindungen und das Glück.

In jenen Ländern, wo die Einbildungskraft vorherrscht, sind die Ideen beweglicher als in denen wo das Nachdenken vorwaltet. Bei den Phantasiemenschen hängen die Empfindungen viel von den Eindrücken ab *); bei dem nachdenklichen Menschen dagegen von der Überlegung. In Italien wird man geliebt, wenn man zu gefallen versteht; auch im Norden kömmt die erste Bewegung des Vorzuges den man erhält von dem Eindrucke her den man macht; da aber in diesem Clima die Ueberlegung die Gefühle beherrscht so muß auch hier die Vernunft die Fürsprache des Herzens bestätigen, wenn sie dauernde Wirkung haben soll.

Natürlich folgt hieraus, daß die Zuneigungen im Norden dauerhafter sind, während sie im Süden eine größere Lebhaftigkeit haben. Um ein solches Band der Zuneigung im Norden zu zerreißen, muß man erst alle durch das Nachdenken geknüpften Fäden lösen; im Süden reicht es hin sie in der Empfindung aufzuheben. Daher kömmt es, daß man im Norden ohne Ende über die Empfindungen nachgrübelt

---

*) Man vergleiche mein Werk: Recherches sur l'imagination und meine Etudes de l'homme.

während man im Süden das, was man empfindet, selten untersucht.

Der Hang nachzudenken giebt dem Nordländer ein sittliches Temperament welches dazu beiträgt, allen seinen Neigungen Dauer zugeben, und die Festigkeit der hieraus entspringenden Gefühle auf die Empfindungen der Liebe und Freundschaft übertragen ist dann ohne Zweifel eben solch ein Glück, wie sie ein Unglück wird, wenn sie sich auf schmerzliche Empfindungen anwendet.

Es liegt in der Natur der angenehmen Gefühle, besonders in der Natur desjenigen welches man Vergnügen nennt, flüchtig zu seyn, während es in der des Schmerzes liegt, länger zu dauern als das Vergnügen. Diese Bedingung im Leben ist schon durch sich selbst sehr übel, aber sie wird es noch mehr, da es fast stets der Fall ist daß, wenn sich die schmerzlichen Empfindungen auf einer Seite lange Zeit hindurch verstärken, die Fähigkeit angenehmen Eindrücken sich hinzugeben, auf der andern Seite abnimmt.

Ich habe oft bemerkt daß Menschen, die sich durch ihren Character zum Nachdenken neigen, dann, wenn sie viel gelitten haben, sich gleichsam gegen angenehme Eindrücke verschanzen, indem sie sich das Ansehn geben, dieselben zu verachten. Aber die Verachtung des Vergnügens welche sie affectiren, ist nichts wie die Unfähigkeit es noch zu empfinden. Ihnen eine angenehme Zerstreuung vorschlagen, heißt einen Kranken zum Tanz auffordern.

Aus dieser Unfähigkeit, angenehmen Empfindungen sich hinzugeben, keimen oft falsche Ideen *). Unsere Gedanken

*) Ich kenne nichts Wahreres als Fontanelles kleines Werk: über das Glück. Der Antheil von Glück welcher in der Macht des

folgen den Eindrücken unserer Laune und unserer Art zu empfinden, oder vielmehr, es ist immer die vorherrschende Empfindung, welche sie bestimmt. Aus dieser Herrschaft des Gefühls über den Gedanken entstehen zuweilen bei leidenden und nachdenklichen Personen, jene Systeme trüber Anschauungen, die eben so traurig in ihren Wirkungen als falsch in ihren Grundlagen sind. Oft sieht man die verworrensten und unheilvollsten Schlüsse in den überspannten Ideen eben so nisten wie die Fledermaus in den dunkeln Giebeln der Dächer nistet.

Das wahre Gegengift gegen diesen träumerischen Trübsinn, der nur zu oft den Schein der Vernunft annimmt, ist die Vernunft selbst. Der träumerische Trübsinn ist nichts als das Product einer Empfindlichkeit des innern Sinnes; es ist aber der Vorwurf der Vernunft, unsere Ideen vor dem Einfluß dieser Reizbarkeit zu bewahren, indem sie das Spiel der Einbildungskraft beschränkt.

Der Geist wendet sich natürlich gern dahin, wo er seine Thätigkeit am besten entwickeln kann. Im Norden, wo ihm die äußern Gegenstände wenig Anziehendes bieten, lenkt er sich auf die Beschauung des Inneren, und wenn nun diese innere Beschauung ohne feste Leitung dahin schwimmt, dann wird sie Träumerei während daß sie, wenn man sie mit Me-

---

Menschen liegt, besteht aus jener Masse kleiner Annehmlichkeiten die fast jeder Mensch in jedem Stande haben kann. Je aufmerksamer man diese reinen und leichten Genüsse betrachtet, je mehr lernt man ihren Werth schätzen und, was das Wichtigste ist, die Fähigkeit Angenehmes zu empfinden geht nicht verloren. Es folgt hieraus, daß Geist und Herz suchen müssen diese Gesundheit der Seele zu bewahren, ohne die es kein Glück giebt.

thode leitet und von den unregelmäßigen Eindrücken der Einbildungskraft frei erhält, Nachdenken wird.

Im Norden gewährt das Denken einen Genuß; es ist ein Bedürfniß für jedes seiner fühlende Wesen in diesem Clima. Anstatt die Eindrücke außerhalb sich selbst zu suchen, sucht sie der Nordländer in dem Schatze seiner Gedanken und findet hier Genüsse die er sich ganz allein verdankt. Das Glück des Südländers besteht aus äußeren Gegenständen; der Bewohner des Nordens findet es in sich selbst. Aehnlich dem Schmetterlinge genießt jener den Nectar der Blumen, die sein glücklicher Boden trägt; der Mensch des Nordens gleicht dagegen der Biene, indem er seinen Geist mit dem Honig nährt den er in der Blüthenzeit sammelt.

In Ländern wo die Natur die Hälfte des Jahres todt für den Menschen ist, müssen die gesellschaftlichen Beziehungen dabei gewinnen. Alles das was man in diesem Clima dem Himmel und der Erde nicht geben kann, gewährt man seines Gleichen, und es ist daher begreiflich daß das Studium der Selbstkenntniß und das unserer geselligen Beziehungen, weit eher im Norden als im Süden sich ausbilden mußte, besonders wenn man noch bedenkt, daß die Nothwendigkeit zu leben und sich einander zu helfen, dort die Menschen bei weitem mehr einander nähert.

Es war ein Dichter des Nordens der in der, an edlen Gedanken reichsten Dichtung sagte: daß das wahre Studium des Menschen der Mensch selbst ist *). Keine Kenntniß erfüllt und befriedigt die Seele mehr wie die von sich selbst. Jedes andere Studium kann uns dem

*) Pope in seinem Versuche über den Menschen.

Leben entfremden; das unſerer ſelbſt, iſt das einzige, welches uns erſt das Leben recht kennen lehrt. Der Menſch, welcher ſich daran gewöhnt hat, ſich ſelbſt zu beobachten, entdeckt Phänomene in ſich, die ein helles Licht in das Dunkel ſeines Daſeyns werfen. Man ſehe das Vergnügen welches der Botaniker bei dem Anblick einer neuen Blume empfindet; man ſehe das Entzücken des Forſchers, wenn er irgend ein neues großes Geſetz der Natur entdeckte; aber dieſe Genüſſe ſind ſelten und wir müſſen ſie außerhalb uns ſelbſt aufſuchen während das Studium unſerer ſelbſt eine in dem Heiligthum unſeres innerſten Weſens rinnende unverſiegbare Quelle von Vergnügen iſt. Der Naturforſcher, der Phyſiker bauen Syſteme, aber ſie ſelbſt ſind nicht in ihrem Werke begriffen; ihr Herz bleibt immer außerhalb demſelben, während daß die Kenntniß unſerer ſelbſt eine Flamme iſt, die bei uns weilend, uns erwärmt und erleuchtet. Hinter der Wiſſenſchaft des Phyſikers, des Chemikers, mit einem Worte aller derer, die außer ſich leben, kann der Menſch von ſchwachem Character, der Menſch welcher Nichts in ſeinen Grundſätzen iſt, beſtehen; der Menſch, welcher in dem Augenblicke wo er der Kräfte ſeiner Seele bedürfte, fühlt daß, da er niemals die Kenntniß derſelben erlangt hat, ſie ihm auch immer völlig fremd iſt.

Es liegt in der Kenntniß der Kräfte unſerer ſelbſt derſelbe unſchätzbare Genuß wie in allen Entdeckungen inniger Wahrheiten. Hat man die Kunſt ſich ſelbſt zu beobachten erſt inne, dann entdeckt man in ſich neue Gegenden, unbekannte Welten, wo alles das, was Werth für den Menſchen hat, ſeine Eroberung werden kann. Dieſes Studium bleibt uns in jeder Zeit und in jeder Lage. Es iſt das Ein-

zige zu welchem man weder die Hülfe Anderer noch Bücher bedarf, es ist das Einzige welches uns mit dem Menschen einigt, indem es uns ohne Unterlaß mit uns selbst einigt. Einträchtig mit Andern leben, ist für die mehrsten Menschen gleichsam nur eine Zufälligkeit, während es ein Gegenstand des Studiums seyn sollte. Man ist gut, man ist übel mit ihnen, je nachdem man es versteht oder nicht versteht, sich in Einklang mit ihren Gesinnungen zu setzen. Diese Gesetze der socialen Uebereinstimmung muß man in sich selbst suchen, denn unsere Beziehungen mit uns selbst sind nicht weniger zahlreich und veränderlich, als die von uns mit Anderen; wir sind uns selbst eine gute oder schlechte Gesellschaft, je nachdem wir es verstehen gut oder schlecht mit unserem innern Wesen zu leben. Gewiß, das Gefühl des Lebens besteht aus einer Masse von Bedürfnissen, von Wünschen, von flüchtigen Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten, die schnell vorübergleitend, immer in erneuten Gestaltungen wieder zu uns treten. Und gegenüber all dieser verschiedenen Arten von Empfindungen stehen unsere Gedanken, die nach dem geheimen Einfluß des jedesmaligen Bedürfnisses des inneren Sinnes, welcher die Einbildungskraft beherrscht, auftauchen und verschwinden *).

Das Glück besteht in der Harmonie die man zwischen allen diesen verschiedenen Bewegungen des Denkvermögens auf der einen Seite, und des Gefühlsvermögens auf der andern, zu bringen weiß, eine Bewegung, die dem Anschein nach zufällig und ungeregelt ist, in der That aber

*) S. meine Recherches sur l'imagination und meine Etudes de l'homme.

nicht minder unter denselben festen Gesetzen steht die alles hienieden regieren. Seltsam! das Studium dieser Gesetze die das Schicksal des Menschen bestimmen, ist von allen das allervernachlässigste.

Der unwissende und unpolirte Mensch beobachtet gegen sich selbst ein ungeschliffenes Benehmen; er ist unangenehm in seiner eignen Gesellschaft wie er es in der Anderer ist. Ohne eine fortgehende Aufmerksamkeit auf uns selbst, und wenn die Vernunft nicht stets bei uns vorwaltet, verwundet man sich selbst in seinen eignen Beziehungen. Wie viele Menschen giebt es die es recht gut wissen, daß es unschicklich ist, gegen Andere von Dingen zu sprechen, die diesen unangenehm sind, und die dennoch nicht aufhören, durch nutzlose Erinnerungen und unfruchtbares Grübeln sich selbst zu martern! Alle Vorschriften der Geselligkeit, alles was uns in dem Umgange mit andern angenehm oder unangenehm machen kann, läßt sich auf das Benehmen gegen uns selbst anwenden. Der Grund davon ist sehr einfach; wir sind durch dieselben Beziehungen und durch dieselben Bedürfnisse mit Andern in Berührung, wie wir es mit unsern eignen Empfindungen sind.

Es ist mit der Menschenkenntniß wie mit allen andern Wissenschaften; anfangs ist sie schwankend und voller Irthümer. Ich will damit nicht sagen, daß der Irrthum der Weg zur Wahrheit ist, aber er ist ein Feld über das man weg muß, um nach und nach zu nützlichen und feststehenden Resultaten zu gelangen. Die Physik war in ihrem Anfange nichts wie eine Metaphysik; die Astronomie ging von der Astrologie aus und die Chymie von der Alchymie.

Genau so ist es mit der Menschenkenntniß; man muß sich lange Zeit täuschen ehe man bis zu dem Punkt kommt, wo sich die Wahrheiten durch die Wahrheiten entwickeln. Noch kennen wir kaum die großen Classen der Erscheinungen welche einiges Licht über die Natur unsers Wesens verbreiten können; ohne Unterlaß verwechseln wir noch oft das Gedächtniß mit der Einbildungskraft, und niemand hat bis jetzt noch die Einbildungskraft von der Intelligenz genau unterschieden. Im allgemeinen kennt man die Wechselwirkung der Phänomene der Organisation mit den Gesetzen der Denkkraft, und dennoch verwechselt man beide unaufhörlich mit einander. Hier läugnet ein Naturforscher das Daseyn der Seele und dort weiß irgend ein philosophischer Träumer nicht gewiß, ob es einen Körper giebt. Die Mystiker suchen sich von der Einbildungskaft frei zu machen, während nicht selten unter den Weltmenschen eine Art von Epikuräer die Macht der Vernunft läugnet.

Die wahren Prinzipien der Moral sind zugleich noch mit der tiefern Kenntniß der Fähigkeiten unsrer Seele, im Werden.

Man glaubt gewöhnlich daß die Naturwissenschaft der Kenntniß unsers eignen Ichs entbehren kann, und man irrt sich. Es giebt in den höhern Regionen der Naturwissenschaft einen Punkt, wo die Theorie der Dinge so abstract und ideal wird, daß sie dann nur noch durch die Kenntniß der Natur des Werkzeuges des Gedankens geleitet werden kann. Die Chymie scheint bereits zu jenen hohen Kreisen gelangt zu seyn wo sie mehr der metaphysischen, als der eigenen Schlüsse zur Führung bedarf. Die Methoden sind in der Wissenschaft das, was die Maschinen im industriellen Systeme sind.

Die Methode spinnt den Gedankenfaden, wie die Maschinen den der Banmwolle: aber die Kenntniß unsres Innern ist noch so unvollständig, daß wir oft ein Getriebe für das andere nehmen. Jetzt muß man jede Vervollkommnung in den höhern Regionen der Wissenschaften in der bessern Erkenntniß des Instrumentes welches man anwendet, suchen, d. h. in der genauern Kenntniß der Eigenschaften des denkenden Wesens selbst und der Gesetze ihrer Entwickelung.

Als Studium betrachtet giebt es keines das anziehender ist wie das der Moralphilosophie. Hat man hier erst den wahren Gesichtspunkt und die richtige Stellung eines Beobachters gewonnen, dann sieht man die Erscheinungen seines eignen Ichs deutlich vor sich vorüberziehn; man hört dann auf allein im Universum und sich selbst fremd dazustehen und man erlangt die Erkenntniß daß man in der Welt die man in sich trägt, alle moralische Bestimmungen erreichen kann. Der Gedanke wecher bei dem Menschen der sich selbst nicht kennt immer vereinzelt ist, bekömmt Halt und Bildung bei dem, der sich durch das Studium seiner selbst gleichsam zu verdoppeln weiß. Indem man lernt mit sich selbst zu leben, bekömmt man die Fähigkeit sich mit alle den verschiedenen Ichs die unser Wesen bilden und mit denen wir gezwungen sind so gut oder schlecht wie es gehen will zu leben, in Einklang zu setzen. Ist das Glück aber etwas anders, als die Harmonie unsers Gesammtwesens?

Das erste Erforderniß zur innern Selbstbeschauung ist das, sich auf sich selbst zurückziehen zu können. Hierzu darf man aber nicht ohne Unterlaß durch von außen kommende Eindrücke sich bewegen lassen. Um nachzudenken sucht man ein mildes Tageslicht, denn beinahe scheint es daß der Glanz

der Sonne des Südens den innern Sinn zerstreut. Derselbe Fall ist es auch mit allen lebhaften Eindrücken; sie verwischen nach und nach das innere Bild in unserer Camera-obscura, und schaden der Kenntniß unsrer Selbst.

Der nebligte Himmel des Nordens scheint dazu bestimmt zu seyn uns die Erkenntniß unsers innern Wesens zu erleichtern. Ein kaltes Clima ladet zur Ruhe ein, während daß die Wärme, wenn sie nicht zu übertrieben ist, zur Bewegung auffordert. Das wahre Vaterland der Moralphilosophie muß man im Norden suchen.

Sehr deutlich sieht man in Ossians Gedichten, in der Mythologie der Scandinavier und später in den dunkeln Visionen der Schotten und Engländer, in neuerer Zeit aber in Kants philosophischen Erörterungen einen Hang, der sich bald zur Träumerei, bald zur Beschauung neigt und fruchtbar an Poesie, an Wahrheiten, aber auch an Systemen ist. Möge eine vernünftige Philosophie sich einst über diese gedankenreichen Gegenden verbreiten! man wird dann aus jenen Gegenden des Schnees und der Nebel die erhabensten Conceptionen emporleuchten, und einen hellen Tag über die Regionen des Südens verbreitet sehen.

Die Engländer sollten sich der Zeiten Karls I. erinnern; sie sollten mehr wie sie es thun, jene mystischen Nebel fürchten, die sich bei ihnen wie Gewitterwolken von allen Seiten erheben und zusammenziehen. Dem standhaften Studium der Moralphilosophie, vorzüglich dem der Theorie der Einbildungskraft, liegt es ob diese spielenden Visionen zu zerstreuen, die bald bei dem Anblicke einiger Wahrheiten über die Natur des denkenden und fühlenden Wesens selbst, verschwinden würden. Wer es vor einigen Jahrhunderten un-

ternommen hätte die astrologischen Faseleien zu widerlegen, würde sich eine vergebene Mühe gemacht haben; seitdem aber die Astronomie einen würdigen Standpunkt angenommen hat, ist die Astrologie ohne Widerstand geschwunden wie die Nacht vor dem Lichte des Tages. Nicht dadurch daß man Irrthümer bekämpft rottet man sie aus, sondern dadurch daß man die Menschen aufklärt.

Wenn die schönen Künste ein dem glänzenden Himmel des Südens eignes Erzeugniß sind, so ist im Gegensatze die schöne Moral das der nördlichen Gegenden. Aehnlich dem Nordlicht das in der Heimath des Eises dem Menschen zuweilen den Tag ersetzt, entschädigt sie den Nordländer oft für den Verlust der Genüsse der schönen Künste, die sein Clima ihm zu verweigern scheint.

Gewiß liegen in dem Systeme unsers Empfindungsvermögens Beziehungen mit dem Systeme der Musik. Oft herrscht zwischen den Empfindungen von uns und Andern Harmonie, oft Dissonanz; aber da der Ton unsrer eignen Empfindungen ohne Unterlaß wechselt, so kann natürlich auch die Harmonie unsrer Beziehungen mit Andern nur immer augenblicklich und oft nur das Werk des Zufalles seyn. Genau so verhielt es sich mit der musikalischen Harmonie vor der wissenschaftlichen Begründung der Musik. Aber die großen Gesetze der Harmonie unsers Wesens bestehen, Jahrhunderte verrinnen, Nationen tauchen auf und verschwinden, und in alle diesem Wechsel denkt Keiner daran, daß es für die Menschen eine Kunst giebt sich in Wechselbeziehung mit einander zu setzen, und auch hier ist es der eigne Vorwurf der Moralphilosophie, und besonders der auf richtige Beobachtungen der Thatsachen gegründeten Theorie der Empfin-

dungen, die Gesetze der Harmonie zwischen denkenden und fühlenden Wesen zu entwickeln. Diese erhabene Harmonie scheint, indem sie sich an die Ideen der ewigen Ordnung, des Rechts und der Tugend schließt, sich an die Gesetze der höchsten Weisheit zu knüpfen die, nach den Ansichten einer gesunden Philosophie, das Universum hält und leitet.

Der wahrhaft philosophische Geist ist ein beobachtender. Das Talent zu beobachten auf sich selbst angewendet, wird ein inneres Licht welches, indem es die Finsterniß unseres eignen Seyns erhellt, zugleich die Willenskraft belebt, während daß das Studium äusserer Dinge niemals zu dem Grundprincipe der menschlichen Handlungen führt, und daher kömmt es denn auch daß wir so oft Menschen sehen die äußerlich groß dastehen und innerlich nichts sind.

Unter dem brennenden Himmel des Südens verdunkelt oft der äußere Glanz der Empfindungen den innern Gedanken. Folge davon ist, daß der Mensch des Südens, berührt durch alles was ihn umgiebt, nicht so wie der des Nordens, das Leben durch kraftvolle Grundsätze zu beherrschen versteht. Wenn die berühmten Männer des Alterthums groß wurden, so geschah dies häufiger durch den Einfluß ihrer Leidenschaften, als durch den ihrer Grundsätze.

In den nördlichen Ländern ist man glücklich wenn man nicht leidet; man versteht es da sich der Abwesenheit des Uebels zu freuen. Wenn die Stürme heulen, wenn der Schnee die Aussicht hemmt und die Erde deckt, dann fühlt der Familienvater indem er sein Weib, seine Kinder, sein Haus und seinen wärmenden Heerd geschützt sieht, alle seine Freuden um sich versammelt; er weiß in der Hoffnung zu leben und sich Genuß in seinen Gedanken zu schaffen; je

weniger Quellen des Glücks die Natur ihm giebt, je mehrere findet er in seinem Herzen, in seinem Geiste, im Schooße der Seinigen, in allem was ihn eng umschließt. Im Süden dagegen schätzt man die Abwesenheit des Uebels weniger; der positive Genuß, das Vergnügen ist es was man überall und immer sucht. Wie ein König des Weltalls findet der unter einem immer reinen und heitern Himmel lebende Mensch des Südens jeden Tag neue Blumen und neue Früchte. Geblendet von dem Glanze und der Gegenwart des Lebens, berauscht von den nicht idealen, aber sinnlichen Genüssen, giebt es für ihn keine ferne Zukunft und keine Reize der Erinnerung.

Mitten unter den Gaben der Natur, immer berührt von lebhaften Eindrücken, allen Zufällen eines Daseyns ausgesetzt, das nie von ihm abhängt, vermag der Südländer nicht mit sich selbst zu leben, während der Mensch des Nordens, begabt mit der höchsten Macht, der nehmlich, wenn er will, sein eignes Geschick zu bestimmen, uns lehrt, daß die Würde des Menschen wie seine Kraft und sein Glück, nur in ihm selbst, in dem innersten Heiligthum seiner Gedanken wohnen.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Was wir waren und was wir sind; oder die Zeit von 1789 und 1824.

Ich habe hier einige Erinnerungen eines sehr wechselvollen Lebens gegeben; ich entwarf ein Gemälde der Sitten der Nationen die ich kennen lernte; aber die mehresten der hier aufgestellten Züge sind jetzt Bilder einer fremden Welt, einer alten Zeit, einer Epoche die jenseits der großen historischen Scheidewand, die Revolution, liegen. Beinahe alle diese Gemälde sind jetzt verschwunden und haben nur noch Spuren hinterlassen, die uns das in Erinnerung bringen, was nicht mehr ist. Wir sehen die Alpen Völker trennen die sich nicht gleichen; eben so ist es mit jener großen Scheidewand die sich zwischen zwei Jahrhunderte gestellt hat; sie trennt ein Paar so von einander verschiedene Geschlechter, daß diejenigen welche wie ich, in beiden Epochen lebten, erstaunen, noch dieselben Menschen zu seyn.

Ist es nicht überraschend daß nicht allein Frankreich, sondern fast ganz Europa mehr oder minder die Formen gewechselt hat welche vor dieser Periode bestanden? und scheint nicht diese Revolution den Völkern, welche sie bekämpften, fremd gewesen zu seyn?

Betrachten wir Frankreich; sehen wir welche Veränderungen jener große Umsturz dort herbeiführte. Was sich dort als wahr bestätigt, wird es eben so mehr oder minder bei den Andern seyn.

Jene Ueberreste der alten Chevallerie, jene Nachäffer der Ehrfurcht und der knechtischen Unterwerfung für die Schönen und für die Menschen eines höhern Ranges, sind mit

ihrem Degen an der Seite, ihren Chapeaubas, ihrem Puder und Manschetten verschwunden. Die abgenutzten Formeln einer übertriebenen Verehrung haben den einfachen und natürlichen Ausdrücken des Herzens und der Schicklichkeit Platz gemacht, und mit der Anbetung der Großen ist die Verachtung der Geringen verschwunden; die knechtische Verehrung der Weiber ist zum Theil durch eine wahre Achtung gegen sie, zum Theil auch durch Gleichgültigkeit ersetzt. Man nähert sich ihnen jetzt, wie man sich Menschen nähert, man spricht mit ihnen oder vernachlässigt sie, je nachdem die Laune, ihr Verdienst, ihre Reize oder ihr Geist dazu antreiben. Zu was soll man sich auch noch mit der Schönheit beschäftigen, die, beraubt der Coquetterie, nur noch Werth in der Erinnerung hat? In den Salons bilden die Männer und die Frauen gleichsam zwei getrennte Nationen, deren jede ihre eigne Sprache redet. Daher die vernachlässigte Toilette der Männer; daher jene bequeme Pantalons. Ein schwarzer Frack von feinen Tuch und große Sauberkeit, dies ist es was jetzt allein den Luxus der männlichen Toilette macht. Die ungepuderten und unfrisirten Köpfe der Männer suchen so viel wie möglich den Köpfen des Alterthums zu gleichen.

Wie viele leere Worte, wie viele unnütze Gebräuche, wie viel Unruhe und Bewegung ohne Zweck sind mit den hohen Frisuren und den Poschen der Weiber von ehemals verschwunden! Wie viele Verbeugungen, wie viel fades Komplimentenwesen hat mit den Schuh und Strümpfen und den frisirten Köpfen ein Ende genommen! Wie viele abgedroschne Schmeicheleien, wie viele verlebte Prätensionen wurden mit der Schminke verwischt! Wie vieler Putz von einem falschen und barbarischen Geschmack liegt zugleich mit den Reifröcken

unſerer Urgroßmütter und den ungeheuern Perücken unſerer Elterväter begraben!

Sehen wir jetzt, wie es im Innern dieſer neuen Köpfe ausſieht.

Die Franzoſen vom alten Adel, durch die Revolution ihrer Reichthümer, ihrer Titel und aller ihrer Ausſichten beraubt, fanden ſich jeder auf das hingewieſen, wozu ſie ihr perſönliches Verdienſt berief. Die Wege zum Glück, die ſonſt ihnen allein offenen Pfade des Ehrgeizes, waren ihnen nun auf einmal verſchloſſen. Wie trugen ſie nun ſo viele Unfälle?

Die Aemter welche ich zur Zeit der Revolution in meinem Vaterlande bekleidete, brachten mich vielleicht mit einigen tauſend Emigranten in Berührung, und ich hatte da die beſte Gelegenheit zu ſehen, wie viel Nützliches für das Leben die liebenswürdigen Sitten der Franzoſen mit ſich führen. Die Gewohnheit zu ſcheinen als ſey man zufrieden mit Andern, die einen weſentlichen Theil der Kunſt zu gefallen ausmacht, verſchaffte ihnen den Vortheil, Allen zu gefallen. Sie ſetzten gewiſſermaßen ihre Ehre darein ſich zufrieden mit einem Exil zu bezeigen das ſie zum Glück für ſich, nicht für lange dauernd hielten. Ihre natürliche Heiterkeit und der völlige Mangel an Mißlaune, ſelbſt oft in der drückendſten Armuth, machten ſie zugleich liebenswürdig für Andere und weniger unglücklich für ſich. Ich ſah den Herrn von le Noir, ehemaligen Polizeidirector in Paris, ſehr fröhlich auf einem Leiterwagen nach der nächſten Sadt fahren und ſeine Spaziergänge waren faſt nie ohne Belehrung für ihn und für Andre. Seltſam! die Emigranten beurtheilten ſehr gut die Fremden mit denen ſie von nun an leben ſollten, und doch

begriffen sie niemals ihre eignen Landsleute. Der Schmerz um alles das was sie verloren hatten, verstärkte dermaßen die Erinnerung daran bei ihnen, daß sie rein und unfähig wurden noch etwas anders als das zu sehen, was sie hinter sich hatten lassen müssen, und so gewährten sie denn das merkwürdige Bild von Menschen, die sehr hellsehend in allen was ihnen entfernt liegt, sind, und blind in den eignen Sachen. Eine ähnliche Erscheinung zeigte sich damals beinahe bei allen höhern Staatsbeamten in allen Ländern Europas. Alle beurtheilten die Revolution falsch, alle waren wohl unterrichtet über die Vergangenheit, und mehr oder minder blind im Betreff der Ereignisse der Gegenwart. Ich habe mir daher oft die Frage aufgeworfen, sollte die Gabe das richtig sehen und beurtheilen zu können was beweglich und unerwartet ist, denen fremd seyn die aus zu hohem Standpunkt betrachten? oder sollte sie vielleicht das Gefühl ihrer Macht zu den Wahnglauben bringen, sie könnten auch der Zeit in ihrem Laufe gebieten? Es war ein merkwürdiges Schauspiel in Frankreich und den den Franzosen unterworfenen Ländern, die Menschen aller Classen alles dessen auf einmal beraubt zu sehen, was nur conventionell und gemacht ist. Man sah sich ohne Umstände, man gerieth in Gespräch ohne jenen vorausgeschickten Wortschwall, der so bequem ist wenn man sich nichts zu sagen hat; man nahte sich einander nicht mit Phrasen, sondern mit Gedanken, und im ersten Augenblicke der Unterhaltung, selbst mit dem Kaiser, war man auf ernsten und wichtigen Dingen.

Ein Auftrag, den ich in die italienische Schweiz erhielt *), veranlaßte mich zu mehrern Reisen nach Mailand.

*) In den Jahren 1795, 1796 und 1797.

Welch einen Unterschied fand ich hier zwischen dem lächerlichen und verschrobenen Styl in den Canzleien unserer Schweizercantone, und dem kurzen entscheidenden Ton der Männer von der großen Republik. Ich wurde in Mailand dem Proconsul, dem Volksrepräsentanten ..... vorgestellt, der damals fast wie ein König in der Lombardei herrschte. Dieser Potentat empfing mich oben an seiner Treppe im Hemde, beinahe nackend, ohne Rock, ohne Weste, ohne Strümpfe, ohne Schuh und Pantalons; kaum konnte ich mich bei diesem Anblicke eines Lächelns enthalten, indem ich mir den Contrast dieses fast afrikanischen Costüms mit den langen und weiten Mänteln, den großen Kragen und Perücken der schweizer Rathsherren vorstellte. — Da ich gern mit den französischen Soldaten sprach und dieserhalb einen General um die Erlaubniß dazu befragte, so erwiderte mir derselbe, daß ich dies könne so oft ich wolle. Ich fragte nun die Krieger warum sie denn eigentlich ihre Waffen nach Italien trügen; sie antworteten mir in ihrer energischen Sprache: »damit die Feinde sie nicht in unser Land bringen.« Wenn ich mit ihnen von dem General Buonaparte sprach, dann lachten sie so freundlich als hätte ich der Geliebten erwähnt. Sie hatten dabei einen so hohen Begriff von seinem Muthe, daß mir ein Soldat einst sagte: »Der General würde sicher den rechten Fuß nicht eher wie den linken vorsetzen, wenn er auch dadurch dem Tode entgehen könnte.« Gewiß, ich sah nie eine vollkommenere Vereinigung von Gehorsam und Freiheit, nie eine bessere, und doch dabei von aller Pedanterie freiere Kriegszucht, wie die bei der damaligen Armee in Italien. Dieser furchtbare Krieg schien Allen nur eine Vergnügensparthie zu seyn. Man fürchtete weder Strapazen

noch Schmerzen und der Enthusiasmus hatte seinen höchsten Gipfel erreicht. Einst sah ich einen Soldaten verbinden dem eine Kugel das Bein weggerissen hatte; voll Mitleid näherte ich mich seinem Lager und beklagte ihn wegen der Schmerzen, die er dulden mußte. »Ach, Bürger,« erwiederte er mir, »das ist nichts, wenn man für sein Vaterland leidet.« Was konnte man, und was hat man nicht alles mit solchen Menschen unternehmen können! Die Höflichkeit der Offiziere dieser Armee schien mir das Abbild der natürlichen Höflichkeit der neuen Regierung zu seyn. Der Mangel aller steifen conventionellen Formen ließ das natürliche Wohlwollen und die Herzensgüte dieser jungen Helden in ihrem besten Lichte erscheinen. Doch, verlassen wir diese Details um zu den großen Wirkungen zu kommen, welche die Revolution auf beinahe alle Nationen Europas, vorzüglich aber auf die Franzosen, hervorgebracht hat.

Vor der Revolution lebte jeder isolirt für sich in der Sphäre seiner Particularinteressen, seiner persönlichen Vergnügungen und Schmerzen, ohne sich um etwas anderes, am wenigsten um die öffentlichen Angelegenheiten, zu bekümmern. Aehnlich den Göttern des Epikur, schienen die Könige von damals gleichgültig gegen das Loos der andern Sterblichen zu seyn; nur einige Bewohner dieses Hofolymps zogen noch ihre Aufmerksamkeit auf sich, dem übrigen Theile der Erde mochte es gehen wie es wollte. Die Idee einer öffentlichen Wohlfahrt kannte man nirgends, weil das Geschick der Menschen in den Händen einiger Minister lag, denen allein die Erleuchtung gekommen seyn sollte zu wissen, was den Millionen Taubstummen Noth that, deren Glück sie zu machen behaupteten. Die Ideen von einer öffentlichen Sitt-

lichkeit, aufs innigste mit der öffentlichen Sache zusammenhängend, kamen keinem in den Sinn und jeder vermied das Laster höchstens nur der Uebel wegen, welche daraus entspringen konnten. Erhob man ja seinen Blick einmal zufällig bis zu dem Hof der Könige, so geschah es als wenn man nach irgend einem Schauspiel oder irgend einer bald unterhaltenden, bald traurigen, bald ärgerlichen Neuigkeit hinsieht. Nicht etwa daß die großen Ideen von Politik nicht zuweilen, Träumen gleich, durch die Speculationen der Philosophen zogen, allein, wenn man noch einigen Antheil daran nahm, so geschah dies nur als wie an einem literarischen Gegenstande, als wie an Gluck und Piccini. Erst seitdem der Donner der Revolution über den Häuptern der Menschen rollte, haben sich ihre Blicke fest und beständig gegen den Himmel der Politik gerichtet, von dem aus ohne Unterlaß verheerende Blitze, Schrecken und Hoffnung herabkamen. Von dieser Zeit an war es daß die Augen der Nationen nicht aufgehört haben, um sich zu sehen.

Alles was ein Produkt der vergangenen Zeiten war, angestammte Reichthümer, angeborner Rang, der Ruf selbst, alle Institutionen vorübergegangener Jahrhunderte mußten jetzt, einmal untergraben, einem allgemeinen Gleichheitsgefühle weichen, das unaufhaltsam in jede Brust einzog und Jedem zu dem Andern sagen ließ: ich bin so viel wie du. Da die Macht des Augenblicks und die Gesetze von einst am Boden lagen, so blieb nichts übrig als die momentane Kraft eines Jeden, und das wilde Zusammenstoßen dieser Kräfte brachte, ähnlich dem Zusammenstoßen electrischer Wolken, jene vorübergehenden Wandelungen und Schwankungen der Revolution hervor. Jetzt war der günstige Augenblick da, das Gebäude eines neuen gesellschaftlichen Zu-

ſtandes zu errichten, aber leider ſah man ſtatt dem aus dieſem unförmlichen Chaos die Stürme der Leidenſchaften hervorgehen, welche die Schreckenszeit herbeiführten, und dieſe Herrſchaft eines allgemeinen Schreckens, der ſich wie ein verhüllender Nebel über alles breitete, bahnte hinwiederum dem Despotismus ſeinen Weg über abgehauene und gebeugte Köpfe.

Dieſer Despotismus, der für den Augenblick als ein Wiederherſteller erſchien, war von einer ganz neuen Art. Allein auf die Stärke gegründet, führte er das nicht zurück was die neu errungene Gleichheit verletzen konnte. Die alten Namen, Titel und Vorrechte welche ehedem ein Gegenſtand des Haſſes geweſen waren, blieben in Vergeſſenheit gehüllt, und die neuen Würden, die man ſich erheben ſah, waren, weit entfernt ein Gegenſtand des Neides zu ſeyn, vielmehr ein Gegenſtand der Hoffnung für die neuen Menſchen. Noch mehr; mit den alten Inſtitutionen verſchwanden zugleich tauſend und tauſend Vorurtheile und Abgeſchmacktheiten, die nichts als die Produete der ehemaligen Unwiſſenheit waren. Der Geiſt des Jahrhunderts, frei geworden von den Feſſeln der Vorzeit, hatte ſich ſo überlegen über die in Staub geſunkenen Inſtitutionen gezeigt, daß ſchon die Abweſenheit dieſer Inſtitutionen als ein Gut erſchien. Der Despot verſtand es Vortheil von der Erleuchtung eines neuen Jahrhunderts zu ziehen, und da er ſelbſt erleuchtet war, ſo hinderte er ſeine Untergebenen jene falſchen Maasregeln und engherzigen Mittel anzuwenden, deren ſich die Mittelmäßigkeit ſo gern bedient, und die, indem ſie das Unglück der Zeit machen, auch das der Nachzeit vorbereiten. Wenn das Genie wirkt, ſo trifft es wie der Blitz des Himmels, während die

Dummheit stets nur gleich einem vernichtenden Hagel herniederstürzt.

Sehn wir nun was so viele Stürme in den Sitten der Franzosen hervorbrachten?

Der allgemeine Schrecken und das allgemeine Unglück, die sich aus dem Schooße der Sittenlosigkeit der Großen und Reichen, einer Sündfluth gleich ergossen, wiesen die Menschen, welche das Wohlleben davon entfernt hatte, in den Kreis ihrer Familien zurück. Die Tugend erschien jezt als das einzige Asyl für das Unglück. Als Gegensatz sah man aber auf der andern Seite die leitenden Dämonen dieser politischen Stürme, gleich als wollten sie ein abschreckendes Beispiel geben, die Nacktheit und Ueberspannung der Laster bis auf das höchste treiben. Aus so vielem Unheil entwickelte sich aber ungeahnt das Gute.

Die Trösterin der Unglücklichen, die Religion, verließ die frechen Sieger, um deren Opfer zu trösten; und der Cultus des Herzens, nicht eine befohlne Religion, wie man sie heutzutage wieder sieht, folgte der Immoralität der Revolution.

Nachdem die alten Schranken einmal gefallen waren, lagen alle Wege zum Glück dem Talent und dem Muthe offen. Daher der bewundernswürdige Aufschwung welchen ausgezeichnete Geister auf allen Pfaden nahmen deren Anbau um so mehr gefühlt wurde, da alles von neuem aufgebaut werden mußte *); daher die Eroberungen der Franzosen, die

*) Die Wissenschaften waren damals ein Land der Ruhe geworden, ein Asyl in einer Zeit, wo alles verdächtig und nirgends Sicherheit war.

allein durch ihr überlegenes Talent möglich gemacht wurden; daher die kolossale Größe eines Menschen, der nur durch sich selbst wieder fallen konnte.

Als der Paroxismus der Revolution einmal in Frankreich vorüber war, trat, wie nach jeder Ueberspannung, eine allgemeine Abspannung ein. Indem ich im Jahre 1810 das südliche Frankreich durchreiste, bemerkte ich überall und bei Allen, die vorherrschende Stimmung, lieber alle Uebel des Despotismus zu ertragen, als die Schrecken eines neuen Umsturzes *). Seitdem hat sich diese Abspannung mit der Dauer des Uebels gleichmäßig vermehrt. Ueberall schwanden die glänzenden Träume, um einer traurigen Wirklichkeit Platz zu machen. Frankreich war mit Trümmern bedeckt, aber wer konnte dies glauben? diese Trümmern bargen ungeahnte Keime des Wohlergehens.

In unsern Tagen wo alles der Berechnung unterworfen ist, wo man gleichsam das flüchtige Gas und den Lauf der Gestirne wägt, da wägt man auch mit derselben Sicherheit den Werth der Reihe.

Wir sahen im Jahre 1789 die Revolution aus einem Deficit von funfzig Millionen entspringen; die damalige Finanzkunst konnte diese, verhältnißmäßig kleine, Summe nicht überwinden. Sechs und zwanzig darauf folgende Jahre kosteten dem Lande durch Kriege, Vernichtungen, Umstürzungen und die nothwendigen Ausgaben, wenigstens vierzig Mil-

*) Diese allgemeine Stimmung ist in der Folge auf gleiche Weise durch diejenigen verkannt worden, welche die Nation von neuem aufregen wollten, und durch diejenigen, deren Streben es war einer neuen Revolution zuvorzukommen.

liarden, vielleicht das Doppelte dieser Summe *); allein, überraschende Thatsache! im Jahre 1824 sehen wir dasselbe, dem Anschein nach so erschöpfte, Land eine Schuldenlast von drei Milliarden mit Leichtigkeit tragen. — Noch mehr! wir sehen, wie man im Ueberfluß der Mittel die Interessen der Staatsschuld herabsetzt und unwidersprechlich geht daraus hervor, daß man den Reichthum einer Nation nicht in ihrem materiellen, sondern in ihrem moralischen Theile suchen muß. Welche Berechnung hätte jemals das Finanzresultat hervorbringen können, welches wir jetzt in Frankreich bewundern?

Dieses unerwartete Phänomen im Finanzwesen beweist, daß das Maas des Nationalwohlstandes mit dem Maase der allgemeinen Ordnung, d. h. guter Gesetze, im Einklang steht. Die Revolution hatte die Kräfte angeregt und mit einem seltenen Talente hatte ihnen der Kaiser später eine nützliche Richtung zu geben gewußt. Das französische Reich seufzte während Buonapartes Herrschaft unter der Last die es tragen mußte; aber das Riesengebäude war tüchtig aufgebaut, alle Kräfte der Nation, alle Talente waren richtig angewendet, und nach unerhörten Unfällen reichten wenige Jahre Ruhe hin, dem Ganzen alle seine Energie wieder zu geben.

Aus dem revolutionairen Kampfe mußten natürlich überspannte Meinungen hervorgehen. Diese, unter Buonapartes Eisenhand niedergedrückt, nahmen nach seinem Sturze, el-

*) Die Assignaten allein zum Nominalwerth gerechnet, verschlangen, nach Ramel, Cambons Nachfolger, die ungeheure Summe von 45 Milliarden.

nen ungeheuern Aufschwung und wurden zur Quelle einer Menge in der Politik immer höchst gefährlicher Reactionen.

Es liegt in der Natur jeder Meinung, Wünsche und Verlangen zu hegen, die dem Drucke, welcher sich ihnen entgegenstellt, an Stärke gleich sind und die, wenn der Druck aufhört, einen Aufschwung nehmen, der der Kraft gleich ist, welche auf sie niederbeugend wirkte, und da nun jede Wirkung stets eine Rückwirkung nach sich zieht, so ist es klar, daß fortgesetzte Reactionen nothwendig wieder Rückschwingungen herbeiführen, wodurch denn die Wiederkehr des Friedens immer weiter hinausgeschoben wird.

Außerdem bedrohen aber auch noch andere als diese Gefahren, denjenigen welcher, anstatt die nationale Bewegung zu leiten, sie aufhalten will. Da wir nicht anders als nach unsern Erinnerungen urtheilen können, und die Zukunft nur durch die Vergangenheit aufzufassen vermögen, so ist es natürlich, daß Menschen, welche sehr von der Vergangenheit durchdrungen sind, die Gegenwart auch nach den Eindrücken beurtheilen, die sie in früheren Tagen empfingen, wodurch sie denn, statt zu ihrem Ziele zu gelangen, es nothwendig verfehlen, indem sie ihren Zielpunct in eine Zeit versetzen, die nicht mehr ist.

Diese Grundsätze wurden durch die zweimal wiederherstellenden Souveraine großmüthig anerkannt, leider aber in der Folge von der Oppositionsparthei nicht nachgeahmt; und daher denn als Folge die neuen Niederlagen dieser Parthei die, sich von der Nation unterstützt glaubend, den Kampf mit einer Macht fortsetzte, deren Kräfte sie verkannte. Nach diesem zweiten Kampfe handelten die Souveraine nicht mehr nach denselben Prinzipien und es mag der Zukunft anheim

gestellt bleiben, zu zeigen ob sie jetzt nicht selbst daran arbeiten, neue Reactionen vorzubereiten.

Noch sey es mir erlaubt, einige Worte über die Uebertreibung der religiösen Ideen zu sagen.

Wir finden diese Uebertreibung bei den beiden herrschenden Religionen in Europa.

Bei den Protestanten, vorzüglich in Deutschland und in der Schweiz, leitet sich die Reaction der religiösen Ideen weit mehr nach innen, wie nach außen, weit mehr auf das Gefühl, wie auf das, was nur die äußern Sinne trifft. Im Gegentheile sieht man in Frankreich mit großer Emsigkeit den äußern Gottesdienst wieder herstellen; man sieht da gleichsam geistliche Gensd'armen entstehen und sich organisiren; überall tauchen Missionaire, Crucifixe und Marterbilder auf, überall rollt der Donner der Missionen, überall verbreitet sich das Schrecken; die Kanzeln haben sich in Vulkane verwandelt, von denen Himmel und Hölle sich nach Willkühr segnend oder fluchend über den Sünder öffnen: während daß sich bei den Protestanten im Norden die innere, religiöse Ueberspannung bis zu einer Höhe ohne Maas erhebt, die zuweilen in reinen Wahnsinn übergeht, wie dies traurige Beispiele in der Schweiz und in Deutschland bewiesen haben *).

*) In einem Zeitraume von zehn Jahren sahen wir in der Schweiz, ohnweit Bern, zwei junge Mädchen ihre Großväter ersticken, und ohnlängst bei Zürich ein anderes Mädchen ihre Schwester erschlagen und dann sich selbst kreuzigen lassen, und alles dies in den an sich besten Absichten. Ist man einmal so weit, daß man annimmt die überspannten Gefühle, welche man empfindet, seyen Inspirationen von Gott, dann giebt es keine Schranke mehr, dann ist den wildesten Verirrungen der Einbildungskraft keine

Bei den Protestanten herrscht vielleicht in diesem Augenblicke eine solche Anregung des religiösen Gefühls, daß es dieselben dahin bringt, mit den Katholiken zu wetteifern. Die durch zahllose abgeschmackte und mit der Bibel zugleich verbreitete, Broschüren zum Gähren gebrachten religiösen Gefühle trugen, nachdem sie sich mit den schon früher zum Theil sehr überspannten religiösen Ideen in einigen Stätten und Dörfern vereint hatten, dazu bei, die erhabensten und ehrwürdigsten Empfindungen über die Grenzen hinaus zu treiben, welche die gesunde Vernunft jedem menschlichen Dinge steckt. Die Ueberspannung einer Gesinnung, gleichviel welcher, erhöhen, ohne zugleich die Aufklärung vermehren, heißt, den Fanatismus wecken, der nichts als die Explosion eines blinden Gefühles ist. Welches Loos würde aber wohl die Nationen treffen, wenn einst so viele Unvernunft und so viel entgegengesetzte Ueberspannungen im wilden Kampf gegen einander ausbrächen! Ist dies aber die Revolution, welche man noch fürchtet, so kann man billig fragen, ob sie durch geflissentliche Erregung des Fanatismus und der Leidenschaften vermieden werden wird?

Die Theorie der Reactionen ist eine der nothwendigsten Kenntnisse in der Kunst die Menschen zu regieren; sie ist ein Zweig der Theorie der Empfindungen, die selbst wieder ein Theil der rationalen Philosophie ist.

Der allerroheste Despotismus muß zuweilen den Geboten der öffentlichen Meinung Gehör geben, und jener Sul-

---

Grenze mehr gesetzt. Gehen aber nicht alle diejenigen, welche sich für inspirirt halten, immer einen und denselben Weg? sind ihre Grundsätze nicht immer dieselben? Welcher Sterbliche dürfte es auch noch wagen zu zweifeln, wenn Gott gesprochen hat?

tan, in dessen Macht es steht, die Köpfe abschlagen zu lassen wie er will, sieht sich deswegen doch nicht weniger gezwungen sich darum zu bekümmern, was seinen Janitscharen und Henkern genehm ist, oder nicht.

Die Feinde des Wissens glauben ganz ehrlich daß, weil sie sich nicht um die Wissenschaften bekümmern, diese auch für sie gar nicht da sind. Sie denken nicht daran daß das, was sie vernachlässigen, in einer fortgehenden Thätigkeit ist, daß das Licht immer stärker um uns flammt, und daß die Aufklärung der Zeit unser Geschick bestimmt, mögen wir an sie denken, oder nicht. Wie der geadelte Bürger, machen wir ohne Unterlaß gute oder schlechte Worte, ohne es zu wissen, d. h. wir thun immer, ohne es zu wollen, etwas, und es ist hierbei nur der Unterschied, daß man das was man nicht gelernt hat gut zu machen, schlecht macht. Der Kranke welcher auf gut Glück dies und jenes genießt, macht gewissermaßen seinen Arzt, freilich aber bleibt es dem Zufalle überlassen, ob es gut oder schlecht ausfällt, und in den mehresten Fällen erklärt sich der Zufall gegen den Menschen.

Sind nicht alle menschlichen Dinge dem Verstande unterworfen? und bestimmt nicht dieser, unsere Handlungen und unsere Pläne leitende Verstand, das Geschick des Menschen?

Wer nicht zu schwimmen versteht, läuft Gefahr, zu ertrinken; wer den Handel nicht kennt, wird leicht verkürzt; noch strenger bestraft sich aber das Nichtwissen der Kunst mit den Menschen zu leben; sie lassen einen diese Unwissenheit schwer büßen. Bei allen unsern bürgerlichen Handlungen, beim Denken selbst verfährt der Mensch, selbst ohne es zu wissen, immer mit einiger Philosophie, d. h. man handelt nach einigen Empfindungen, die gut für den sind, der hell

sieht, übel für den, welcher im Dunkel tappt. Bei allen unsern bürgerlichen Handlungen verfahren wir nach einer dunkel in uns liegenden Theorie moralischer Empfindungen; wir wollen diese oder jene Wirkung auf die Menschen hervorbringen, und dies ist es was uns bestimmt. Jeder baut sich eine Art von System auf das menschliche Herz, nach welchem er handelt. Bei demjenigen dem es um Licht zu thun ist, wird auch dieses System Licht auf die innige Kenntniß des Menschen werfen. An sich will Keiner das Unglück des Andern, selbst durch das Uebel nicht, welches er selbst thut; wenn er es macht, so geschieht dies nur, weil er in seiner Unwissenheit kein besseres Mittel zum Handeln weiß.

Wenn nun aber eine sociale Harmonie existirt in welcher das Glück Aller sich durch das Glück des Einzelnen vermehrt, sollte es da der Mühe nicht lohnen, diese Harmonie kennen zu lernen, ohne welche es kein Glück auf Erden giebt und mit welcher es für alle Menschen da ist? Welche Kenntniß wiegt wohl die des menschlichen Herzens auf, die jetzt die vernachlässigste von Allen, und doch die nothwendigste von allen ist, weil sie die Gefahren eines Rückwirkungssystems entschleiern würde das, indem es den allgemeinen Fortschritt des menschlichen Geistes hemmen will, neue unerwartete Explosionen vorbereitet, und somit alle Berechnungen täuschend, von neuem das Geschick der Menschheit auf das Spiel setzt? —

Man werfe nicht ein, daß man sich nicht mit der rationellen Philosophie beschäftigen muß, weil sie noch nicht auf der Stufe wissenschaftlicher Begründung steht, wie die Naturwissenschaften. Ging nicht der Weg zu jedem Wissen durch das Feld des Irrthums? begann nicht die Chymie

mit der Alchymie, die Astronomie mit der Astrologie? was war die Medicin noch vor hundert Jahren? was überhaupt das Wissen des Menschen vor der Reife der Wissenschaften? und was wären wir wohl noch ohne die Werke großer Geister? Was anders hebt uns über den Wilden, als die Wissenschaften, ohne die wir noch immer die traurigen Sprößlinge roher Waldbewohner wären? Und wenn die Kenntniß der Körper schon so wichtig ist, sollte die des moralischen Menschen es weniger seyn? hängt nicht von ihr das Glück und die Ehre der Nationen ab? — Wie will man Wesen regieren, die man nicht kennt?

Die Unkenntniß unserer innern Beziehungen macht, daß wir uns wie Trunkene, die in einem dunkeln Orte zusammengesperrt sind, alle Augenblicke durch den Widerstreit unserer Leidenschaften und Ansichten unwillkührlich stoßen und verwunden, während daß das Studium des menschlichen Herzens uns lehren würde, nur das Uebel zu thun was wir thun wollen; ein Uebel, welches immer weit geringer seyn wird, als man gewöhnlich glaubt.

Eine gute rationelle Philosophie ist die Kenntniß der Haupthebel zu den Handlungen der Menschen; sie ist das in ihrem Gebiete, was die Mechanik in der Lehre von der Bewegung der Körper ist. Die Materie und der Geist sind immer und fortwährend in Berührung mit uns, sie machen das Glück und den Ruhm dessen, der es versteht sie durch Verstand und Wissenschaften zu beherrschen; eben so, wie sie dessen Quaal und Schmach werden, der aus einem mißverstandenen Interesse der Vernunft entsagt, ohne die wir aufhören Menschen zu seyn.

Die politischen Meinungen stellen andere Erscheinungen auf, als die religiösen Ideen. Ein neues Element hat sich in die Masse der politischen Ideen eingement; dieses Element, das wir unter dem Namen, liberale Ideen kennen, hat alle früheren Verhältnisse umgeworfen.

Die Revolution gab dem Geiste einen großen Aufschwung; ihre Umstürzungen gewährten ihm zu seiner Entwickelung einen großen Raum und, was noch mehr ist, alle Blicke und alle Interessen fanden sich von nun an zu der öffentlichen Sache hingezogen und an dieselbe geknüpft. Aus diesen vereinigten Umständen sind die liberalen Ideen entstanden, d. h. die Ideen eines aufgeklärten Jahrhunderts, angewendet auf das Wohl des Vaterlandes.

Bald wurden diese Ideen aber feindlich, und dies aus folgendem Grunde.

Die Revolution hatte alle Throne erschüttert, alle alte Gewohnheiten und Einrichtungen geändert, und natürlich fanden nun die, in ihre alte Macht wieder zurücktretenden Könige die neuen, sogenannten liberalen, Ideen mit ihren Grundsätzen und Gewohnheiten im Widerspruch.

Diese Ideen waren aber keine leeren Traumbilder; man sah ihre Früchte in England grünen, und die Freunde der Demokratie erblickten sie in voller Blüthe in den vereinigten Staaten; der Wohlstand dieser beiden Länder mußte den Wunsch nach ähnlichen Verhältnissen erregen, und aufgeklärte Männer wollten die Verwaltungsgrundsätze jener Länder, nicht sowohl nachgeahmt, als da wo es thunlich war, mit Geschicklichkeit angewendet wissen. Die Mittelmäßigkeit

ahmt nach, das Genie wendet an, weil nur das Genie die rechte Art und Weise der Anwendung kennt.

Ueberall verlangte man nach Verfassungen, weil die aufgeklärtesten Nationen sie als das erste Mittel zur Freiheit und als nothwendige Folge der höher gestiegenen Civilisation betrachten. Die Weisheit und die Großmuth der Sieger weigerten sich dieses Verlangens nicht.

Man darf nur in den Salons das Benehmen und die Trachten der Männer von unsrer Zeit bei allen Nationen ins Auge fassen, um zu sehen, daß ihre Ansichten und ihre Meinungen nicht mehr die von sonst sind.

Der gesellschaftliche Zustand ist nicht das Werk eines Menschen, er ist das Werk der Zeiten und ihrer Ergebnisse. Knechtschaft und Freiheit keimen aus diesem Boden gleichmäßig auf. In der Türkei ist der knechtische Stumpfsinn, der sich ruhig von einem Despoten den Kopf abschlagen läßt, eben so folgerichtig und naturgemäß, als in England die Opposition gegen den leichtesten Anschein von Tyrannei. Die Contraste, welche schon zwischen Nationen und Nationen in Erstaunen setzen, existiren aber auch bei ein und derselben Nation in verschiedenen Zeiträumen, wie z. B. 1789 und 1824.

Der Kampf, welchen wir jetzt mehr oder weniger heftig bei allen Nationen sehen, ist nichts als die natürliche Bewegung getrennter Elemente, die sich einander zu nähern suchen. Auf den bei Waterloo abgehaunen Baum der Revolution will der eingeimpfte Schößling des alten Königthums nicht recht keimen.

Die innere wie die äußere Politik sind durch den Krieg, welchen man den liberalen Ideen macht, falsch gestellt wor-

den, und die Furcht vor dem Gespenst der Freiheit hat alle vernünftige Schlüsse über den Haufen gestoßen.

Anstatt wie sonst, mächtig auf die äußeren Begebenheiten einzuwirken, schwächt sich Frankreich selbst zum großen Vortheile seiner Nebenbuhler; anstatt die Kräfte der ausgezeichneten Menschen, welche es besitzt zu benutzen, verfolgt man diese Menschen zum großen Schaden der allgemeinen Sache, und so gleicht denn Frankreich jenem Manne in der Fabel, der sich abmüdete um den Schatten eines Löwen zu bekämpfen.

Die natürlichen Verhältnisse von Volk zu Volk welche ehedem die Basis der europäischen Politik machten, werden nicht mehr berücksichtigt; man hat dagegen Trug- und Scheinbilder aufgestellt; man schickt Armeen nicht gegen Menschen, sondern gegen Meinungen ins Feld, und ficht somit einen Kampf mit Feinden die, wie Miltons Teufel, sich immer wieder zusammenfügen wenn man sie in Stücken gehauen hat, ja, die sich dann nur um so besser und kräftiger fühlen.

Die Kraft der Staaten liegt nicht in den immer beweglichen und vorübergehenden Meinungen, sondern in den Grundbeziehungen welche die Basis ihrer Macht bilden. Diese Kräfte gegen Meinungen abmüden, heißt mit Schatten fechten. Die Meinungen sind das Resultat der Art zu leben und zu denken; sie folgen der Wirklichkeit wie der Schatten dem Körper, und gehn ihr nicht voraus. Hier, in dieser Wirklichkeit, in ihren Grundursachen selbst, ist der einzige Ort, wo man sie bekämpfen kann.

In vitium ducit culpae fuga si caret arte.

Gewiß haben die Monarchien suchen müssen, sich vor dem Impulse zu schützen, welcher nach dem schrecklichen Kam-

pfe der Völker und Könige mit der Vernichtung bedrohte, nicht sogleich aufzuhören vermochte, aber sind die Liberalen, welche man jetzt so sehr fürchtet und haßt, nicht der aufgeklärteste Theil der Nation? Welchen andern Vorwurf kann man der Mehrzahl dieser angeblichen Feinde machen, als den einer heißen Vaterlandsliebe, ein Fehler, den gute Könige mit ihnen theilen? Finden sich nicht alle Keime zum öffentlichen Wohle, zum Lichte der Aufklärung und zu den erhabensten Tugenden, gerade in der Mitte dieser Menschen, die man sich durch blinden Haß und Verfolgung geflissentlich zu Feinden zu machen sucht?

Der Kampf welchen wir jetzt sehen, ist er etwas anderes, als das Ringen spanischer Grundsätze, deren traurige Folgen sich südlich der Pirenäen so betrübend entwickeln, gegen die englischen Prinzipien, deren wohlthätiger Einfluß vom Norden aus sich über alle Regionen der Erde verbreitet?

Anstatt selbst bei der Erziehung alle Keime nationaler Tugenden mit Füßen zu treten, anstatt den Grundsätzen zu entsagen, welche allein das öffentliche Wohl zu erhalten vermögen, anstatt jene ausgezeichneten Männer zu verfolgen, deren Talente die Regierungen so nützlich anwenden könnten, wäre es da nicht besser diese Männer und diese Principien zu beschützen, als das als feindlich zu verwerfen, was, wenn man es nur recht anzuwenden versteht, die Ehre und das Glück der Nationen macht?

YB 21670

609209

CB
261
B62

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY